

Material Heft 1

29. Jänner - 1. Februar

---

26. Februar - 9. März

Wien, 1995

Gerhard Spring

**Material**

---

**Heft**

**1**

Ich schaue gegen mittag aus dem Fenster und sehe eine Gruppe von Kindern, alle mit gelben Mützen, begleitet von ein paar Tanten. Das hat sich schon mehrmals auf der Straße zu einem bestimmten Bild zusammengefunden, und es ist, glaube ich, gleichgültig ob ich jetzt (gegen mittag) aus dem Fenster schaue oder nicht.

Anders wäre es, wenn ich etwas<sup>1</sup> in Bildern sehen, oder wenn ich selbst, wie manchmal gesagt wird, in Bildern sehen müßte. Dann *müßte* ich näher hinsehen und die Kinder z.B. unter ihren gelben Mützen (oder ›Namen‹) aus dem Bild herausnehmen<sup>2</sup>; - oder die Gruppe auflösen, um ihre Elemente sichtbar zu machen.

Es sieht so aus, als würden die Kinder unter ihren gelben Mützen sich gar nicht selbständig bewegen, als würden vielmehr die *gelben Mützen unabhängig von ihren Trägern auf einer Stelle* auf und abtreten, die von den Tanten eingefäßt und die Straße entlang weiterbewegt wird.

So habe ich es *auch* gesehen und deshalb vielleicht an Stellvertreter, an den *Prozeß* der Signifikanten<sup>3</sup> und die darin verschwundenen Signifikate gedacht, von denen jetzt soviel die Rede ist, die Tanten als Bezugsrahmen und Paradigmen (launisch, aber zäh, traditionellerweise intrigant).

1 Ein ›ganz Anderes‹, z.B. ein entfernteres ›Ereignis‹, oder ein irgendwie vom Bild zugedecktes Abgebildetes.

2 ›Aus dem Glockengeläut die Glocken, die läuten, heraushören.‹

3 Ich meine die insgesamt als absolut ›frei flottierend‹ charakterisierte Bewegung, wie sie einerseits im ›textimmanenten‹ Zwang, *im Text hinter* den Text zu kommen sozusagen eine gelbe Mütze nach der andren abnimmt, die ihr andererseits spiegelverkehrt aus dem Grund der ›différance‹ schüppelweise nachwachsen. Derrida, erzählt ein Übersetzer von *Stimme und Phänomen*, hat am Ende hinter dem freien Flottieren das Gegenteil gesehen, eine ›Urschrift‹ der letzten Scheitellinie, an der das ›a‹ der ›différance‹ zu einem kursiven ›a‹ gekämmt ist, festgehalten in der Schreibart ›différance‹. Übersetzt wird das in Differenz zu ›Differenz‹ mit ›Differänz‹; die Frage ob das eine *ächte* ›Differänz‹ oder wieder nur eine verschwindende ›Differenz‹ ausmacht, der man unendlich nachjagen soll, muß ›unendlich aufgeschoben‹ werden. - Wenigstens kommt in der ›Differänz‹ die so lange hinausgeschobene ›Präsenz‹ wieder zum Vorschein. Allerdings hätte man gleich statt vom ›freien Flottieren‹ davon reden können, daß sich ›rein‹ textimmanent, - z.B. auf der Ebene des reinen Hören-Sagens - , anstelle irgendeines gelüfteten ›Geheimnisses‹ nur die Identität des An-sich-Gesagten zusammenbraut.

(Den Titel ›Abtransport ins Lager‹ hätte ich mir schon notiert. Aber es will nicht recht weiter kommen. Irgendwie ist das halbtheoretische Verdoppeln der Bilder<sup>1</sup> ein derartig schillerndes<sup>2</sup> Vorgehen, daß mir das *dagegen*, es nach-zuzeichnen, einfach zu matt zu sein scheint<sup>3</sup>.)

Die Verwandlung von gewöhnlichen Prozessen, in denen es vielleicht zum Mittagessen oder zum Park geht, in feierliche, apokalyptische Prozessionen, an deren Ende das unwiederbringliche, singuläre ›Ereignis‹ stehen soll (›das ganz Andere‹, ›das Udenkliche‹, ›Inkommensurable‹ etc.), findet sich ja wiederholt in solchen Bildern, die so aussehen,

»Als ob Darstellung das unermüdlich wiederholte, vergebliche Bemühen wäre, die Präsenz von etwas zu erreichen, das sich so erst recht entzieht und doch nur als Unerreichbares präsent wird.«<sup>4</sup>

Wiederholung, Identität und ähnlich ›bekannte‹ Formen, die in der Vergleichung und Unterscheidung, oder im ›sich-ein-Bild-machen‹ von verschiedenen

1 Insofern ein Bild selbst ›halb theoretisch‹ ist: teils Moment einer Betrachtung, ›etwas zum Betrachten‹, teils Resultat einer (anderen) Betrachtung. ›Theoretisch‹: ich meine einfach ein Verhalten zu einem Objekt, das es so läßt, wie es ist (im Unterschied zum hungrig ›verzehrenden‹ Aufnehmen-in-sich z.B., das ein Objekt mehr und mehr modifiziert, bis es am Ende weg oder etwas ganz Anderes ist). ›Halb‹ (und nicht ›doppelt‹) nenne ich es hier, sofern ein Bild als *gegenständliches* Verhältnis selbst ein Gegenstand im (anderen) Verhältnis *seiner* Betrachtung ist.

Die ›Verdopplung‹ der Bilder durch eine bestimmte Betrachtungsweise zeigt sich dann darin, daß in ihr ein Verhältnis des Betrachters zum Bild als ein Verhältnis des Bildes gesehen wird, in dem es aus einer bestimmten Betrachtung (von etwas Anderem?) heraus entstanden sein soll. Es sieht so aus, als würde das Bild auf den Betrachter warten, um irgendeine Objektbeziehung zu haben. Umgekehrt wäre es richtiger.

2 Ein ›Versprechen‹ des Glücks z.B. wie Stendhal sagt, im vollen Wortsinn jedoch.

3 Im ersten Zugriff auf (philosophische) Theorien stoßen zwar eher verschiedene ›Bilder‹ als Wörter, Termini oder ›Thesen‹ aufeinander, es geht aber auch rasch zu Ende damit. Ist es damit vorbei, dann zeigt es sich ob man nicht nur Interesse an verschiedenen ›Sichtweisen‹, am sog. ›Stil‹ gehabt hat, denn dann wird man in diesem Fall die Theorie wieder aus der Hand legen, um ›Abstand‹ zu gewinnen, andernfalls, wer ›Sichtweise‹ und ›Stil‹ selbst aufbringt, wird dann erst beginnen, sie zu gebrauchen und handzuhaben. - Der Versuch, anhand einer Kindergartengesellschaft zeichentheoretische Begriffe zu illustrieren, illustriert mehr oder weniger eine Kinderkrankheit des angedeuteten Übergangs (der Andeutung). Einerseits hat man die ineinanderverklumpten Bilder satt, andererseits gebraucht man selbst ein solches Bild, um es ›auszudrücken‹. In dieser Reaktion werden Termini, d.h. Worte, deren Kontext in Textform gebracht ist, z.B. aus der Philosophie aus- und in Kataloge eingewiesen (u. u.), zugleich immun gegen einen anderen Gebrauchskontext, werden statt Termini oder gewöhnlicher Worte mehr und mehr Bilder aufgetischt, und im Vertrauen auf satte Kontexte verbreitet sich im Text ein allgemeiner Hunger auf Hunger. Wie sich die meisten Bilder zur Unmöglichkeit, ein Bild zu machen, machen lassen und die ›Ästhetik‹ des Verschwindens am meisten hervorzaubert, läßt sich so auch z.B. zum ›Unsagbaren‹ am meisten sagen; scharlachrote, juckende Tupfen am ganzen Text- oder Bildkörper. Aber es ist aufregender, am *ganz Andern* abzukratzen, als sich einmal selbst zu kratzen.

4 C. I. Hart Nibbrig, *Was heißt »Darstellen«*, S. 11

Gegenständen eine Rolle spielen, werden hier<sup>1</sup> unter dem Titel ›Form‹ (oder ›Bild‹) im Bild (oder in Form) der Gewaltanwendung am *Einzelnen* (›Vereinnahmung des Realen‹, des ›Singulären‹ durch den Begriff) - einigermaßen gewaltsam - illustriert, und zu dessen ›Subversion‹<sup>2</sup> wird dann seine Auferstehung im Bilderlosen (ein ›Blitz‹, ›Riß‹) eingeläutet. Da scheint die qualend ›reine‹, ›heilige‹ Konsequenz einer ebenso qualvoll eingeredeten und vorausgesetzten Bildimmanenz durch, bzw. reines Mönchtum:

»Die Darstellung, das Sich-ein-Bild-Machen-von-etwas, muß mit dem von den Bildern abkünftigen Subjekt geopfert werden, um einer reinen Empfänglichkeit Platz zu machen, die dort einsetzt, wo die Vorstellung und Darstellung, die Berechenbarkeit und Voraussehbarkeit, die Entwürfe scheitern und eine ›Befremdlichkeit des Seienden uns bedrängt‹, durch einen ›Stoß ins Ungeheure‹, der von außen kommt, durch den wir verwendet werden.«<sup>3</sup>

Die Qual steckt in der Form des Bekannten.

»Das Bekannte oder das, was man kennen, was man durch den Vergleich mit dem Bekannten erschließen kann, interessiert nicht und ist schon dem Verfall preisgegeben, während das, was sich uns entzieht und sich verhüllt, was wir nicht begreifen und her-, aus-, dar- oder zustellen können, uns fasziniert.«<sup>4</sup>

Und die Qual wird zum Faszinosum und Quell allerneuerster Qualität, indem das Bekannte (das gewohnte ›Bild‹) *nicht mehr als bekannt* zu sein braucht, um auf Dauer abgestellt bzw. in der lauschigen Erwartung einer aufregenden ›Sendung‹<sup>5</sup> verewigt zu werden. Gegen die eigene Weihe zum auserwählten Publikum der ›Stimme des Herrn‹ *gnadenlos* falsch aber liegt Rötzer, wenn er Philosophen wie z.B. Wittgenstein<sup>6</sup> als Zeugen für die sensationelle Abkehr

1 Eine, wie nicht genug wiederholt werden kann, besonders im ästhetischen ›Diskurs‹ bekannte und nicht genug wiederholte Konzeption.

2 Zu der wir, die wir doch die ›ganz Anderen‹ sind, im ›Anruf‹ aufgerufen werden.

3 F. Rötzer, a.a.O., S. 66

4 F. Rötzer, a.a.O., S. 67

5 Ich erinnere an die einstige Radiosendung Sonntag vormittags von Heinz Conrads mit dem Titel ›Was gibt es Neues‹.

6 F. Rötzer, a.a.O., S. 66: »Mit Wittgenstein, Heidegger, Lyotard, Derrida oder Baudrillard - sie sind hier nur als Zeugen einer Intention angeführt worden, die sich ähnlich auch bei Malewitsch, Duchamp, Margritte, Breton und ihren Nachfolgern finden läßt - vollzieht sich eine Umkehrung, die grundiert wird durch die Abkehr von der Subjekt- und Bewußtseinsphilosophie und durch die Annahme des Verstricktseins in Bildern, über die die Welt erschlossen ist und die zugleich ein unüberwindliches Gefängnis bilden.«

›Verstrickung‹ ist wohl *das Bild* einer Weltbeziehung; wie kann man es in der versprochenen Abkehr bloß annehmen? Warum hat Heidegger (oder jetzt vermehrt Lyotard) Kant-Vorlesungen gehalten? Und Duchamp z.B. liest Max Stirner; - auch Malewitschs ›Intention‹ hat eine grundlegende Parallele im *Idealismus* (vgl. die Formel des All-Einen ›hen kai pan‹ von Hölderlin, Schelling und Hegel), wenn er der ›Subjektivität [...] schuld [gibt] an der Differenzierung der als Einheit erkannten Natur.« (Malewitsch, *Suprematismus. Die gegen-*

vom Bekannten (u.a. zitiert als die jedermann geläufige »Subjekt- und Bewußtseinsphilosophie«) einberuft.

»Der Philosoph will verführt werden von Schenkungen, die er provoziert, indem er sich opfert und dem Unbestimmten übereignet, von dem man sich kein Bildnis machen darf, um die Gunst oder Gnade eines jäh vom Blitz Betroffenen nicht zu verschenken.«<sup>1</sup>

So findet sich die Rede davon, daß man (selbst) etwas (oder sich) in einem Bild sieht, wiederholt zu einem bestimmten Bild und Bildersturm zusammen, aber es ist, wie ich sagen wollte, *gleichgültig* ob ich jetzt (gleich wann) aus dem Fenster, auf die Straße, auf ein Bild auf Papier oder gar nirgends hin schaue.

Ist es dem Bild wesentlich, welchen Unterschied ich in *meine* Betrachtung lege, dann ist es nicht das selbe Bild, das ich auf verschiedene Weise sehe, sondern es variiert mit dem, was ich in ihm oder wie ich etwas in ihm sehe. Ich brauche dann gar nicht von einem Bild zu reden, sondern es genügt zu sagen, was ich sehe.

Das ist aber gar nicht einfacher, als zu sagen, was ein Bild ist.

2

»Ich glaube meine Stellung zur Philosophie dadurch zusammengefaßt zu haben, indem ich sagte: Philosophie dürfte man eigentlich nur *dichten*. Daraus muß sich, scheint mir, ergeben, wie weit mein Denken der Gegenwart, Zukunft, oder der Vergangenheit angehört. Denn ich habe mich damit auch als einen bekannt, der nicht ganz kann, was er zu können wünscht.

1933-1934«<sup>2</sup>

Diese Stellung steht quer zur Literatur *und* zum philosophischen Journalismus, der heute Philosophie zur Literatur rechnen möchte, insofern sich ihr *zumindest sprachlich* Gelungenes nachsagen läßt<sup>3</sup>.

»Philosophie ist Literatur«; - Begegnet bin ich dem als These oder *Aussage* eher

*standslose Welt*). »Besonderung«, »Vereinzlung« und »Vergegenständlichung« sind für Malewitsch »Stundenfälle« der *Entzweiung* (und *Entfremdung*: für Freunde vom Refrain) des sich in der Welt *behauptenden* Subjekts; es ist dasselbe in noch kleinkrämerischerer Ausgabe, das umgekehrt nun das »Subjekt« *enthaupten* möchte.

Zum »Gefängnis« gibt es ein Bild Wittgensteins, in welchem einer in einem Zimmer gefangen ist, weil er es *gewohnt* ist, eine Tür nach außen aufzudrücken, *diese* Tür aber sich nach innen öffnet. Mir scheint die Bildkonzeption, die mit dem Bild (in Bildern (etwas) sehen) so selbstverständlich umgeht, eine solche Tür zu sein.

1 F. Rötzer, a.a.O., S. 67

2 Wittgenstein, *Vermischte Bemerkungen*, Bd. VIII, S. 483

3 Damit erübrigt sich auch eine Konfrontation: es gibt eben verschiedene Ausdrucksweisen und für jede läßt sich eine Ansicht erfinden, in der die anderen nicht aufscheinen.

in Büchern<sup>1</sup>, die mit ihr *zumindest philosophisch* sein wollen. In philosophischen Büchern<sup>2</sup> steht sie eher in negierter oder in *irrealer* Form<sup>3</sup>.

1 Soviele Skrupel in Bezug auf die »Wahrheit« von einem »Text« vorgetragen werden, merkt man kaum etwas davon im Gebrauch von Namen (»Heidegger« oder »Nietzsche« werden für jene These gern in Klammer herumgeführt). Die sollen auf einmal nicht nur ohne weiterer Identifizierung (im Gebrauch allgemeiner Begriffe oder verschiedener »Bilder«) für die Existenz irgend eines Einzelnen »bürgen«, sondern dafür, daß dieser Einzelne selbst dafür »bürgt«, daß er sich in der Weise, in der ihm da und dort ein Namensschild umgehängt wird auch selbst wiedererkennen würde. - »Heidegger« oder »Nietzsche« scheinen *als Träger* für den Gebrauch irgendeines Namens in einem Text nur selbst, d.h. *als Klangfiguren* eintreten zu können.

2 Gibt es philosophische Bücher, die schlecht geschrieben sind? - Das klingt wie die Frage, ob es gute Partituren gibt, die sich irgendwie schlecht aufführen.

3 Dieter Henrich verbindet (in seinem Aufsatz *Glück und Not*) mit der fiktionalen Form von literarischen Texten eine Reflexion von »Wahrheitsansprüchen«, die sich auch in philosophischen Texten, allerdings in einer anderen, nichtfiktionalen Form findet. »Nur dort, wo eine Selbstauffirmation über eine Weltdeutung zustande kommt, sind Glück und Not wirklich eingetreten.« Die »These des Glücks« besagt etwa, daß bewußtes Leben vollendbar ist, weil es in Übereinstimmung mit Grundbedingungen von allem, wovon es Kenntnis hat, ermöglicht ist.« Die »These der Not« hält umgekehrt dasjenige Bewußtsein für vollendet, dem diese »Konkordanz« von »sich selbst« und »Anderem« als ein in Wirklichkeit hinfalliges, bodenloses Bedürfnis (»zur subjektiven Angstbewältigung« z.B.) erscheint. Beiden Thesen ist gemeinsam, daß sie ein »Selbstverhältnis« mit einem »Verhältnis zu Anderem« artikulieren, bestimmen und »vollenden«, d.h. im Blick »für ein Anderes« abschließende Perspektiven »für sich« vorschlagen. Henrich legt dar, daß der Antagonismus beider Thesen, ihre »wechselseitige Negation« nicht nur in *einem* Bewußtsein erfahren werden kann, sondern »daß das Wissen der Not und das des Glücks in einem Figur-Grund-Verhältnis zueinander stehen.« *Diese* Affirmation von Glück und Not, in der die *Evidenz* der mit Glück und Not jeweils verbundenen und entgegengesetzten »Wahrheitsansprüche« und »Perspektiven-für-sich« *aufgehoben* ist, stellen nach Henrich Philosophie und Literatur *gemeinsam* dar: »Es muß sich die Einheit eines Weges durch diese Stellungen verstehen lassen«, die »die antagonistischen Wahrheitsansprüche der Bewußtseinsstellungen aufnimmt, sie also in ihrer Möglichkeit und Motivation kohärent begreift, ohne sie weiterhin noch affirmieren zu müssen«, - ohne deren Unterschiede zu eliminieren. Nur dann können der »Versuchung zu nurmehr distanzierter Betrachtung ehemals identifizierten Bewußtseins« bzw. diversen Bewußtseinsarrangements und Lebensbewältigungsrezepten, nicht-triviale, *nicht* von erfahrungsbezogenen Verhältnissen *suspendierende* »Konzepte« der »Selbstverständigung« (d.i. wie Henrich beharrt: negative, *gegenseitige* Rückbeziehung von »Sein-für-Anderes« und »Für-sich-sein«) entgegengestellt werden, wenn sie einerseits die durch »Glück« und »Not« bezeichneten Verhältnislagen »*evidenzstark* artikulieren können«, zugleich aber andererseits deren *ausschließliche* Evidenz (-für-sich) durch ihre aufeinanderbezogene *Darstellungsform* aufheben. Henrich führt z.B. »Platons Lehre« an, »daß der Aufstieg zur Wahrheit notwendig über eine Stufenfolge von Verfehlungen gehe [...] ebenso wie Hegels Phänomenologie«.

Der *Unterschied* von Philosophie und Literatur liegt aber gerade in der Darstellungsweise, in der solche »reflexive«, ebenso erfahrungs- wie selbstbezogene Verhältnisse *im Verzicht* einer (einseitigen) *Festlegung auf die einander im Sinn von »wahr« und »falsch« entgegengesetzten und sich ausschließenden »Wahrheitsansprüche«* dargestellt werden.

*Schematisch* gesagt: in der Literatur werden die »Verhältnisse« (sprachlich) *konstruiert*, in der Philosophie dagegen so, wie sie sich (sprachlich) finden, *rekonstruiert*. Dort ist das sprachliche Instrumentarium *fiktional*, insofern es sich den Maßstab der (»eigenen«, sprachlichen etc.) Wirklichkeit selbst anzulegen *scheint*. Da ist es *nichtfiktional*, insofern es der

gewöhnlichen (wieder eigenen, sprachlichen etc.) Wirklichkeit (der sog. »Sache selbst«) angepaßt wird.

Diese Unterscheidung ist gewiß nur schematisch; aber ich meine, ihre gegensätzlichen Akzente werden gewöhnlich für viel zu gewöhnlich und banal gehalten (es scheint z.B. auch die »Autonomie« als Abwechslung zum *nochmals* eigenen, abhängigen Leben darunter zu leiden). Viel banaler (und ich möchte - zur Verwirrung? - hinzufügen: im Schema des Gewöhnlichen) liegt die unmittelbare Identifikation von »ficta« und »facta« in der autonomen Sphäre vieler bunter Sprachwirklichkeiten; derart, daß in ihnen das bunte Muster des Gewöhnlichen und kreuzweise Überkommenen gar nicht zur Darstellung kommt. - Wenn die Literatur als »Explorateur von Erfahrungsmöglichkeiten« charakterisiert werden kann (Henrich, ebd.), dann die Philosophie als deren »Kartographie« (so daß »Philosophie ist Literatur« unmittelbar auf eine Reise mit dem »eigenen« Finger auf der *landläufigen* Landkarte hinausläuft).

Daß man mit »Rekonstruktion« irgendwie auch »Konstruktion« ausspricht (und andersherum »Neuland« im »alten« Kartensystem einträgt und beschreibt), verwirrt nicht mehr, als daß man z.B. ein und denselben Satz einmal als »Vorschrift« zur Bildung »neuer« Sätze, als Regel oder »Leitung« künftiger Handlungen und einmal im »Fluss« dessen, was gewesen ist, als »Nachschrift« und Abbildung lesen und verwenden kann, ohne beides zu identifizieren. Der Hang dazu ist natürlich da, wie es z.B. die Popularität des sog. »radikalen Konstruktivismus«, und ihm im Gefolge die »medial« herausgestanzten Wirklichkeiten belegen. -

Ihrem »Begriff nach« sind Konstruktionen *rekonstruierbar* (aufgesuchtes Neuland *soll* wiederzufinden sein); ihre Rekonstruktion ist ihr Beweisverfahren, aus dem heraus, wenn es gelingt, sie *wirkliche* Konstruktionen (Explorationen) und nicht nur dahingestellte Phantasmen gewesen sind. Umgekehrt sind ihrem »Begriff nach« Rekonstruktionen konstruierbar; auch für den so und so vielen Besuch eines »alten« Bekannten kann man sich in einem »neuen« Gedankengang (frei) entscheiden, wenn man ihn einmal nicht in der Art einer mysteriösen Heimsuchung empfangen möchte. - Dem »Begriff nach« gibt es einen *Übergang* von Konstruktion und Rekonstruktion aber auch nur dort, wo er *wirklich gemacht* ist; salopp gesagt geht der Begriff dem Begriff nach »wirklich« weiter und bleibt nicht in dem stehen, was dem »Hören-Sagen nach« im Einen *andererseits* sonst noch »implizit« mit aus- oder vielmehr nur *angesprochen* ist. -

Der Widerspruch von konstruktiver und rekonstruktiver Darstellung steckt wie immer im »Zugleich«. Wittgenstein (*Über Gewißheit*) weist z.B. darauf hin, daß verschiedene Sätze zwar einmal als (je nach dem: wahre oder falsche) Erfahrungssätze betrachtet werden können, einmal als (regulative: aus dem Wahr-Falsch-System abstrahierte) Sätze der Grammatik (»Wir verwenden Urteile als Prinzip(ien) des Urteilens«), daß es aber »unrecht« wäre zu sagen, ein Satz, der durch Erfahrung verifizierbar ist wäre also *zugleich* einer, der den Ausdruck dieser Erfahrung regelt. Das wäre dasselbe als würde man einen Satz sagen und ihn zugleich bewahrheiten, wahr (oder falsch; oder sinnlos machen, wie die Lügner-Antinomie vortäuscht) machen, weil er seinem Begriff nach einen *Anspruch* auf Wahrheit (oder auf widerspruchsfreie Einbettung in ein Satzsystem) darstellt. Daß sich irgendwelche *Ansprüche selbst einlösen* ist genau derselbe Klatsch wie der, nach dem man *auf sie* (»diskursethisch« bzw. in einer transzendentalen Möglichkeitsbedingung sinnvollen Redens) *verpflichtet* ist (es finden sich hier die »radikalen Konstruktivisten« und »Transzendentalisten« als hausbackene Moralisten zusammen).

Schematisch ist die vorgeschlagene Unterscheidung von Literatur und Philosophie, weil natürlich kein Darstellungssystem durchweg entweder konstruktiv oder rekonstruktiv ist. Die *entgegengesetzten* Akzente spielen im Einen und Anderen eine Rolle.

»Nichts ist doch wichtiger, als die Bildung von fiktiven Begriffen, die uns die unseren erst verstehen lehren.« (Wittgenstein, *Vermischte Bemerkungen*)

Den Gegensatz in der Literatur könnte man dem entgegengesetzt charakterisieren: ihre Umbildung gewöhnlicher Begriffe (Literatur hat es eher mit Worten als mit Termini zu tun, betreibt statt »Re-« eher die »Dekomposition«, »Decollage« gewöhnlicher Wortzusammenhänge) *distanziert* von der »gewöhnlichen Wirklichkeit«, und macht auf diese Weise ihren Pleonasmus sichtbar.

»Ausdruck« ist - im Zusammenhang mit »sich« oder »etwas ausdrücken« - ein seltsamer Ausdruck. In jedem »Ausdruck« scheint es, bleibt notwendigerweise immer noch ein dunkler Rest, vielleicht das An-sich, offenbar Wesentliche drinnen stecken, das nicht zum bereits Ausgedrückten heraus kommt. Vielleicht ist die Öffnung der Tube so zu schmal, daß noch so viel Druck für die dicke Paste, das eigentliche Konzentrat von »sich« oder »etwas« nicht hinreicht.

»Ich kann den *passenden* Ausdruck nicht finden«,

»Da *gibt* es keinen Ausdruck mehr dafür« oder

»Irgendwo, im *Kern* der Dinge hört sich doch jeder Ausdruck auf«.

Es *bleibt*, hält sich hinter den Ohren und dem Berg der Dinge versteckt, sieht bald leidend, bald quälerisch, bald beides aus, drückt und mergelt, quängelt aber immer noch herum.

»Ich möchte mich aber auf *meine* Art ausdrücken«,

»Nur *ich* kann mich doch *selbst* ausdrücken« oder

»Die Dinge müssen *aus sich selbst* heraus ihren *Wesenskern* ausdrücken«.

Was hilft's? Vielleicht daß es eine faule Sache, das Bekannte ist?

Und daß die »schöne Seele« viel zu beflissen an ihrer Verlängerung dran ist.

Solche Eigendünkel und »Eitelkeiten«<sup>1</sup> eiteln gewöhnlich von selber ab, und schon wäre ihr passender Ausdruck<sup>2</sup> zur Stelle.

1 »Die Sache selbst sich ausdrücken lassen« ist, einem Sprachgebrauch Hegels zufolge, genauso »eitel« und schöngeistig wie »sich selbst ausdrücken«, wie z.B. Künstler *diverser* Richtungen von ihren Werken ohnehin *Beides auf einmal* haben möchten. Diese Positionen sind in ihrem Gegensatz darin identisch, daß sie beide ihr »Sprachwerkzeug« auf nichts anderes anwenden als auf das, was mit ihm schon *ausgearbeitet* ist, und damit eine »unsäglich tiefe« Vergeblichkeit erreichen. »Ich« und »Ding« sind ja schon *gesagt*, ein längst aus verschiedenen, *aufeinanderbezogenen* Ausdrücken zur Genüge dickaufgetragenes »Sich«. Wenn man »sich« oder »etwas« nicht wiederholen will, warum drückt man dann nicht *Anderes* aus? Aus »Eitelkeit« bzw. einer interessant gemachten Langeweile, soll *zuvor* noch etwas dahinter sein. Und *das* läßt sich dann freilich nicht mehr ausdrücken, wenn es mehr sagen soll wie: *»gesagt ist gesagt«*, - was auch mit dem, was man sagt, schon *umsonst* gesagt ist.

2 Im »Ausdruck« drückt sich eine Gleichgültigkeit von Form und Inhalt, Innerem und Äußeren und anderen eingeschliffenen Gegensätzen aus. Zeichentheoretisch könnte »Ausdruck« daher z.B. gegenüber »Signifikant« und »Signifikat« eine besondere Position innehaben:

a) am Anfang einer Untersuchung, an dem die durch diese Worte bezeichneten Gegensätze keine andere als eine nur vorgefaßte Form haben, b) an ihrem Ende, an dem die zeichentheoretischen Gegensätze so weit ausgearbeitet sind, daß sie »keine mehr sind« bzw. mit der *gleichen Gültigkeit* auf »Zeichen« Anwendung finden. Die Verwendung von »Ausdruck« anstatt »Zeichen« würde auch der Intention vom »semiotischen Dreieck« gerecht, daß die gegenüberliegenden Winkel und Seiten eine *Einheit* bilden. Denn die ist durch den eingebürgerten Gebrauch vom Titelwort »Zeichen« für »Signifikant«, den Zeichenträger allein, an beiden Enden, am voraussetzenden und resultierenden, aufgeschoben (und wird, wie F. Rossi-Landi betont auch nicht wieder erreicht, wenn nicht jedes Zeichen als Ensemble der von Morris aufgestellten drei Dimensionen betrachtet wird). Der Preis: im »Hinüber- und Herübergehen« zwischen den bequemerweise als solide angenommenen und als solche durchgezogenen

›Reflexion‹ als Rückwendung (und Brechung). Man reflektiert, wendet *sich* auf einen Gegenstand *zurück*. Das ist eine Wiederholung und braucht deshalb *Zeit*<sup>1</sup>. ›Sich zurückwenden‹ ist eine reflexive Bewegung, scheinbar auch ohne wiederholten Gegenstand<sup>2</sup>. Kann ich z.B. sagen, daß in einem solchen Fall ich mich selbst wiederhole? Das wären mindestens gleich drei gegenstandslose Wiederholungen. Nein, es ist immer *etwas*, das wiederholt wird, *sich wiederholt* und in der *Zeit* seiner Wiederholung anders wird, *sich ändert*. Ist dann aber ›etwas‹ nicht schon *vor* dieser Wiederholung irgendwie ›in-sich-reflektiert‹, einmal so und einmal anders gewesen, insgesamt aber so, daß ich *jetzt* darauf zurückkommen *kann*? Oder es gibt Wiederholungen nur da, wo sie wirklich *gemacht* werden, und wenn ich ›ich reflektiere‹ auch ohne einen wirklichen Übergang zu machen bzw. auch dann *sage*, wenn sich dabei gar nichts Anderes ändert, als daß ich nur ›ich‹ *sage*, heißt das nur, daß ich mir zum wiederholten Male *vorsage*, daß ich *selbständig* Wiederholungen machen *kann*. Aber das ist ein Irrtum, weil ich damit *selbst* eine *ständige* Wiederholung bin, die sich ändert, bald eingeholt, überholt und leer oder *keine* Wiederholung ist. Ich *kann* gar nicht auf etwas zurückkommen, was es nicht gibt<sup>3</sup>. Ich kann es mir so gedacht haben, aber es kann wiederum anders oder gar nicht sein. Meine Bewegung wird dann nicht reflexiv gewesen sein, nicht einmal auf ›ich selbst‹, sondern auf ›nichts‹ zurück und einfach auf einen anderen Gegenstand gekommen sein.

Ein Dozent für Medien u. Kommunikationsforschung hat in einem Zeitungsartikel<sup>4</sup> Hrdlicka mit einem bekannten Argument ein Bilderverbot verhängt: »Das Undenkliche« kann gar nicht dargestellt werden, und wer es, wie Hrdlicka, dennoch angeht, macht sich schuldig, »das Undenkliche« selbst zu begehen. In diesem Fall soll es der Zusammenhang von Gewalt und Leiden sein, der ausgerechnet an dem Punkt, an dem er von Hrdlicka dargestellt, auch von Hrdlicka begangen worden sein soll. Es spielt keine Rolle, ob dieses Argument auf die sog. realistische Kunst angewendet wird oder auf mehr oder weniger anonyme, leidige Schimmelflecken im Tapetenmuster. Es ist nicht auszudenken und befremdet, daß das, was *bekanntermaßen* nicht sein soll, *insofern* doch irgendwie sein

1 Mir fallen die Verszeilen aus einem romantischen Lied ein, in dem es heißt: »der Hut flog mir vom Kopfe, ich wendete mich nicht«; - es war nicht die Zeit zur Reflexion.

2 Ich schaue mich um und schaue um mich, der Hut ist aber gar nicht da.

3 Ich schaue mich um und sehe den Hut, schaue mich wieder um und sehe wieder den Hut, sehe, soviel ich mich auch umschaue, immer denselben Hut, und komme so drauf, daß es mein Umschauen, mein Draufzurückkommen und in letzter Konsequenz mich selbst nicht mehr gibt.

4 Hans Dieter Reck im *Falter* gegen Jahresanfang.

muß. Ein Bild, ein Schimmelfleck an der Wand, kann hier nicht mehr tun, als diese Insofern-Moral von Seinmüssen und Nichtseinsollen aufzuheben, indem es einfach zeigt, was und wie es<sup>1</sup> ist.

\*

Es ist für mich wichtig, nichts von der Arbeit<sup>2</sup>, die ich mir in Auftrag gebe, offen vor mir liegen zu lassen. Sonst komme ich darauf, an dem Ausschub, den ich mir im Arbeitsauftrag abnehme, zu *feilen* und Feilen führt bei mir zu nichts. Meine Arbeit *besteht* schließlich aus Ausschub, Materialien, die nebenher anfallen.

Ich erinnere mich z.B., irgendwo eine Notiz angebracht zu haben, hole sie heraus und möchte sie nun in einen anderen Gedankengang übertragen, in einen anderen Zusammenhang stellen. Sobald ich aber ans Auf-, Ab- oder Reinschreiben gehe, finde ich die Übertragung mehr oder weniger schon gemacht und überflüssig, sodaß ich den Gedanken, die erinnerte Notiz, wieder in den Schachtel und die Schachtel zurückgehen lasse, dort aufhebe und endlich wieder im Gedächtnis und im Material vergessen kann.

Sich selbst *HERAUSGEBEN* liegt im Interesse der allgemeinen Freizeitkultur. Es hilft nichts zu betuern, es *SATT* zu haben, sich *SELBST* herauszugeben. Die allgemeine Selbstverlegererei stimmt einen selbst gerade dann verlegen. Jeder schaut schon wie *GEDRUCKT*. *ICH* selbstverständlich auch.

1 »es«: das ›Bild‹ oder ›wirkliche? - Ein Bild, das *doppelt* wirklich ist, indem es *wirklich* zeigt, was *wirklich* ist, wäre äußerst redundant, und die Frage, ob es dann *wirklich doppelt*, *zweifach* und nicht nur ein einfaches ›Simulacrum‹ wäre, ohne Simulans z.B., ist schlicht uninteressant. Interessant finde ich, daß die verschiedenen Bilderverbote sich immer mit einem sehr sicheren Griff auf ›realistische‹ Bilder legen, d.h. auf solche, die verschiedene moralische Muster, ›zeitlos‹ aus dem Spiel gezogene Sprach- und andere Verhaltensregeln, vergegenwärtigen und ohne ›modale‹ Vorzeichen (Bild und Schild sind ein schlechter Reim) in den zeitlichen Verlauf der Erscheinungen herunter, in ›ihre Zeit‹ zurückholen. Es sieht so aus, als würde erst das Verbot das verbotene Bild ›realisieren‹, sagt es doch ausdrücklich, daß es (auf das *aktuelle* Verbot) zutrifft. Eine seltsame ›Ehre‹ ist es, die damit Hrdlicka widerfährt.

2 Meiner Arbeit hätte ich zur Charakterisierung (noch bevor ich sie begonnen habe) schon verschiedene *Motti* vorangestellt (um die ich dann anfänglich so lange herumgearbeitet habe, bis ich eingesehen habe, daß damit die Arbeit zu gar keinem Anfang kommt).

Eines würde ich aber immer noch gern an den Anfang stellen;

es ist ein Absatz-Satz aus der *Philosophischen Grammatik* von Wittgenstein:

»Es ist, wie wenn ich mir im Werkzeugkasten der Sprache Werkzeuge zum künftigen Gebrauch herrichtete.«

Es soll so *durchsichtige* Kunstwerke geben, z.B. aus Plexiglas, daß von ihnen gesagt wird, sie wären die Repräsentation der eventuell frisch geweißten Wände selbst, an denen sie hängen und folglich - in der Galerie, im Museum oder beim Kunstmäzenen zuhause- würden sie deren Räume *an sich* (an *ihnen* und *an ihnen*) repräsentieren. Im Museum, in dem ich mich manchmal aufhalte, soll es, wenn man dem museumspädagogischen Kommentar folgt, ein solches von G. Rockenschau geben<sup>(1)</sup>.

Ich war gerade gestern dort, als mir auf einmal der Umstand durchsichtig geworden ist, mit dem es solche Kunstwerke, eine durchsichtige Repräsentation der Präsentation der Repräsentation usw. wirklich geben könnte. Irgendeiner taucht mit einem ähnlich durchsichtigen Plexiglas auf und der Kurator<sup>2</sup> schickt ihn mit dem pädagogischen Kommentar, daß sich dieses Museum in einem seiner Exponate schon durchsichtig repräsentiert findet, wieder zur Tür hinaus.

Das habe ich mir nur so ausgemalt. Andererseits habe ich aber zur Bestätigung dieser Repräsentationspädagogik im selben Museum bezüglich der durchsichtig zu sein scheinenden Verglasung einer großen Fotografie von G. Förg gelesen, daß sich in der *Spiegelung*, die in diesem Fall wirklich von den fotografierten faschistischen Bauten verflixt ablenkt, nicht nur das Museum, sondern der Betrachter selbst repräsentiert findet.

10

#### Archetoken

So lange werde ich auf dem Fensterbrett eine Schlange herumschlängeln sehen,  
bis ich mich mit dieser Einbildung angefreundet habe.  
Dann, wenn ich sie erwarte, wird sie ausbleiben.  
Oder ich werde sie nur durchschaut haben.

11

Der Dilettantismus ist vom Diskurs-Paradigma verdrängt worden.  
Der Verdrängte haftet für die Verdrängung.

\*

12

Um mir ›schön schreiben‹ abzugewöhnen, denke ich an ›schön denken‹.

13

- Jetzt! aus der *jähren* Situation heraus:  
- »Äh.« - Es ist zäh.

(1) Den in Klammer gesetzten, aufschlußreichen Hinweis, daß ein sonst zu übersehender Riß in der schabigen Stellwand dank dessen Position - mit 3 : 2 angegeben - hinter dem Plexiglas nun das Museum mehr im goldenen Schnitt teilt, muß ich übergehen.)

2 Kuratoren sind akkurat.

14

›ich denke jetzt nicht(s)‹ = ›jetzt habe ich nur zu denken gedacht‹

15

Eine *Schreibtechnik*, die den Fluß der Selbstgespräche  
*so* ablenkt, daß sie einen *nicht so* aushölen.

16

Gedanken sind keine Schattenwesen; - *Wieder* nennt (Platon's) Sokrates nur das Schein-  
schwangergehen mit Gedanken, die durch seine Hebammenkunst als gegenstandslos zu be-  
trachten sind.

17

Jeder, der sich als Anfänger in der *écriture* (oder *peinture*) *automatique* versucht, merkt -  
vielleicht noch ohne zu einem Anfang gekommen zu sein - die Zensur jedweder Darstellungs-  
weise von Texten oder Bildern in Beziehung auf die Gedanken oder Vorstellungen, die in -  
wie man meint - irgendeiner oder formlosen Form nur noch irgendwie nach Aussen gebracht  
werden sollen. Man möchte nur mit der Voraussetzung der Voraussetzungslosigkeit diesmal  
einfach drauflosschreiben oder zeichnen, nur *kritzeln*, muß dann aber sehen, was wirklich  
geschieht. Statt sich auf ein Blatt Papier auszubreiten und in die Extension eines Textes oder  
einer Bildfläche zu verlieren, arbeitet sich ein und dieselbe Intention auf einen und denselben  
*Punkt* hinein, bis beide *spurlos* verschwunden sind. Was aber, glaube ich, ein geübter Experi-  
mentor der automatischen Schreibweise gesagt hätte: die Voraussetzung, nach der *mit Ab-*  
*sicht* irgendetwas *formlos* auszudrücken sei, muß man vergessen. Gedanken, innere Bilder,  
Phantasien und was sonst, deren Ausdruck verpufft, *sind* (schon in ihm mit) verpufft, nur *das*  
sieht man an dessen insofern *formvollendeten* Ausdruck, als sich in ihm eben nichts weiter  
ausdrückt. Das ist die einfachste, erste Lektion. Hat man sie gemacht, so wird man von der  
*Automatik der Äußerungen* nicht mehr so naiv denken, als könnte *man selbst* sie einfach  
handhaben. Eher ist es umgekehrt.

18

Ist es nicht ein Zeichen der *sprachlichen* Reflexion, wenn sich in einem Text das Wort *ich*  
findet, ohne daß noch nach jemand Besonderen zu suchen wäre? - Vgl. es bei Wittgenstein  
z.B. mit dem Wort *Du* (auch *du*), wie er es verwendet. Beide Worte unterscheiden sich nicht  
durch die Person, sondern durch die Position im Text, als verschiedene, manchmal entgegen-  
gesetzte Eckpunkte eines Textes (der als Sprachspiel, Argument oder ›dunkler‹ Gedanken-  
gang gelesen werden kann). Das Wort *wir* hat nichts Vereinnahmendes, mit ihm fallen *ich*  
und *du* in entgegengesetzter Weise zusammen, als Mittelpunkt und als Wendungspunkt eines  
Arguments, das mit *uns* einmal ruhig gehalten wird, einmal oder zugleich aber auch mit *uns*  
in seinen Unterscheidungen zusammenbricht. Für diese sprachlichen Instrumente scheint mir  
eine Partitur notwendig, die *nicht vor*, sondern *in ihrer* Aufführung notiert wird. Völlig  
verständlich ist mir da der Angriff von H. Marcuse, wie er sich, nämlich als ein *ich* in einem  
Buch (Der eindimensionale Mensch), das sich als ein Plädoyer für Dialektik oder *den leben-*  
*dingen Begriff* verstehen möchte, vom *Du* in Wittgensteins Werk angebidert fühlen kann.

Warum sollte man nicht für alles Mögliche Verständnis haben?

Um etwas zu verstehen, muß man es ja nicht als etwas hinstellen, das z.B. als ein beispielgebendes Beispiel (mit Recht) abzulehnen wäre<sup>1</sup>.

»Das kann ich nicht verstehen« bzw. »so nicht«.

- »Aber was denn, wie denn alles nicht?«

Um zu verstehen, was man nicht versteht, muß man es zumindest so verstehen, wie es das, was es in seiner Weise, in der man es versteht, nicht sein soll, auf seine Weise, die man nicht versteht, ist.

Die Spiegelbildmetapher ist nicht so simpel, wie viele Einwände dagegen<sup>2</sup>.

Das Bild, das der Spiegel zeigt, befindet sich an keiner Stelle des Spiegels. Es ist ein grundlegender Fehler, das Bild am Spiegel zu lokalisieren. Zeichne ich z.B. mein Spiegelbild (sehr genau) am Spiegel nach, so wird jeder andere sofort sehen, daß die Zeichnung falsch ist: sie ist immer (kategorial) daneben.

Andererseits: Wenn ich mich vor dem Spiegel bewege, sehe ich, wie ich einen Gegenstand als Spiegelbild in meiner Bewegung mit mir nehme, obwohl ich den gespiegelten Gegenstand lasse, wo er ist und er sonst auch nichts mit meiner Bewegung zu tun hat.

Die in Bezug auf die Spiegelbildmetapher von einer für die »komplexe« Realität zu simplen eins-zu-eins Darstellung der Verhältnisse (Subjekt-Objekt) reden, wollen lieber von vornherein »konstruktiv« sein als über Abbildungen nachdenken. Wenn es dann aber doch um Abbildung geht, die Rede ist nicht nur von »Kopien«, sondern einfach von dem »was ist«, dann kommen sie einem wie ein Kind<sup>3</sup> vor, das meint, nachts ziehe der Mond mit ihm durch die Straßen, mit ihm allein, der Mond, den es allein nur für es selbst gibt und nicht für die Andern, die daneben oder in eine andere Richtung gehen. Es rennt, steht plötzlich still, hüpft und fühlt sich vom Mond bestätigt.

Das Dumme ist, daß man da, wo man nicht mitkommt, auch nicht aussteigen kann (warum ein Buch halb gelesen so schwer wegzulegen ist) (hat mit dem Begriff der Tradition zu tun).

1 Ich meine, daß man den Gegenstand oft versteht, wenn man sich auch so ausdrückt, als könnte man nicht verstehen um was es geht. Man möchte oft nur in einer anderen Weise über ihn sprechen und tut so, als wäre diese die einzig adäquate. Daß es in nur einer möglichen Form gar keinen Gegenstand, nichts zu verstehen gibt, kümmert die Privatiere mit »selbstverständlichem« Verständnis wenig.

2 Abbildtheorien sind überhaupt viel komplexer, als es im Zeitalter der Reproduktion zu sein scheint.

3 Das ist in der Rede der Konstruktivistin meist »das Gehirn«, »die Zelle«, eben Bausteine, auf die im unbegründeten Handlungsbereich einer »komplexen« Theorie doch ein unmittelbarer Zugriff vorausgesetzt wird.

4 Ein namhafter Konstruktivist hat in einem Interview zu den nationalistischen Verfolgungen im Jugoslawienkrieg gemeint, so etwas komme plötzlich vor, er hätte als Kind gesehen, wie in Wien die guten Nachbarn vom einen auf den anderen Tag Verfolgte geworden wären.

Eine Arbeitsmethode:

Im ersten Schritt das, was sich in seiner angenommenen Form sagen läßt, in eine Schachtel hineinarbeiten.

Wenn der tote formlose Punkt erreicht ist, im zweiten Schritt das, was in der Schachtel ist wiederholen.

- a) die Wiederholung, in der sich nichts wiederholt, wird als Form abgelegt.
- b) die Wiederholung, in der sich etwas wiederholt, wird als Form aufgenommen.

Daraufhin kann im dritten Schritt der erste Schritt wiederholt werden.

Diese Schritte sind anfangs »blind« und öffnen erst allmählich -im wiederholten Durchgang von Material, das auf diesem Weg anfällt - die Augen für verschiedene Formen und deren Bezug zum dargestellten Inhalt.

Im Museum: Eine Kunsthistorikerin kommt mit ihren Studenten unter einer Fotoarbeit von B. Blume mit dem Titel »Magischer Determinismus« auf die Philosophie zu sprechen: nur das Fettgedruckte sollen sie gelesen haben, weil es auch die auf die Philosophie gekommenen Künstler gelesen haben. Da schlägt ein »magischer Determinismus« von Katalogtexten durch.

Im Museum: Der Künstler und ich, wir hantieren an den Jalousien, um das Tageslicht für seine Ausstellung zu regulieren. Sie werden hinaufgelassen und wieder herunter, herauf und hinab, so daß dem Künstler ein stillschweigendes Motto der Ausstellung einfällt, nach dem das »Leben ein ständiges Auf und Ab« ist.

Just da klemmt meine Jalousie aber schon so, daß ich nicht weiß, geht es rauf oder unter, wenn ich an der Schnur ziehe.

Es steht zwar auch im Katalog, das Leben soll ein ständiger Veränderungsprozeß sein. Aber anhand der Jalousie klemmt es so wie die Unterscheidungen durcheinanderkommen.

Im Foyer vom Museum sagt ein Besucher: »Die Ästhetik des Verschwindens müßte sich in ihrer eigenen Konsequenz selbst zum Verschwinden bringen.« Aber im Katalog heißt es auch: Wenn die Staubobjekte durch den Staub des Museums allmählich verstauben und die Form verschwindet, »kehrt die Kunst ins Leben zurück«.

Ich schaue mich (nicht) um: Das Museum lebt konsequent das Leben seiner Exponenten.

Im Katalogtext, der auch ohne zitierte Werke zitiert werden kann, fungiert unter dem Titel *Dialektik der Anwesenheit und Abwesenheit* die »Leere als isolierte, souveräne, autonome geistige Einheit«. Mit auf dem Spiel steht ein »neoplatonischer Begriff der Form«:

»Das Wesen des Werks wird durch das Unwesentliche beleuchtet. Es ist der materielle Träger, der es ermöglicht, die geistige Botschaft umzusetzen. Das Anwesende (die Materie) ist unwesentlich, während das Abwesende (Immaterielle) das Wesentliche ist. Das Unwesentliche wird zur Bedingung des Wesentlichen: ohne [sic] das Unwesentlich, Zufällige, Flüchtige kann das Wesentliche, das Bleibende, die exakt bestimmte geistige Form nicht in Erscheinung treten; - es würde dann m.a.W. die Form gar nicht geben.

Und wie ist es mit ihrer Bedingung?

Der Träger könnte einem wirklich leid tun, wenn ihn der ätherische, geistige Botschafter so in Dienst nimmt. Dieser hat das Deligieren gelernt, kann absent sein, während jener, nur ein anwesenheitspflichtiger Träger, an seiner Umsetzung bemüht ist. Aber vielleicht ist das, was er umsetzt gar nicht so schlimm für ihn. Schwer ist es nicht, ist es doch die Leere. Die ist leicht durch flüchtiges, zufälliges Auftreten und ebenso sporadisches Verschwinden, besoffene Ausrutscher und: am besten *durch das leere Umsetzen selbst umzusetzen*. Ist es dann die *Dialektik der Anwesenheit und Abwesenheit*, wenn die somit entlasteten Träger in ihrer äthetischen Verflüchtigung endlich das Wesentliche werden? Ich fürchte nein, denn die geistige Botschaft will nicht in Anwesenheit umschlagen, und anderes ist auf seiten des Unwesentlichen nicht zur Hand.

Sartre, von dem die Rede von Anwesenheit und Abwesenheit hergenommen sein könnte, nimmt in *Sein und Nichts* den Freund Paul als den Abwesenden im Café, in dem er durch vergebliches Umschauen gesucht wird. Paul ist zwar nicht immateriell, aber nicht da. Sartre beschreibt, was in diesem Umschauen geschieht. Das Café rückt in den Hintergrund und verändert sich in der Erwartung von Paul. Es wird mehr und mehr konvex, ein allmählich erblindender Hohlspiegel für Paul. Das, was da ist, Kellner, Cafégeräusche, rauchige Luft, Gäste die nicht Paul sind, werden für den Suchenden absent, der die Erfahrung macht, daß Paul das Anwesende und Reelle, die »Form« seiner Betrachtung des Cafés ist. Es ist klar, daß nicht der erwartete Paul, sondern Paul als Erwartung oder »Bild« (als »geistige Form« oder »Nichts« des Bewußtseins, wenn man so will) in dieser Betrachtung anwesend ist. Wäre der abwesende Paul »immateriell« oder als Abwesendes das Wesentliche, so würde es zu einem von dem »was da ist« unterschiedenen Bild gar nicht kommen.

Es ist nicht notwendig hier von Dialektik zu sprechen. Sartre betrachtet die »Intention« als existent und gibt ihr - als existenziellem »Bild« - die Form »Nichts«.

Anders verwendet Platon »Bild« im *Sophistes*:

FREMDER: Nichtseiend also nicht wirklich *ist* wirklich das, was wir ein Bild nennen?

THEAITETOS: In einer solchen Verflechtung scheint freilich das Nichtseiende mit dem Seienden verflochten zu sein, die ganz ungereimt ist.

FREMDER: Wie sollte sie auch nicht ungereimt sein? Und du siehst nun doch, wie durch dieses Schnellwechseln der vielköpfige Sophist uns genötigt hat, dem Nichtseienden wider Willen zuzugestehen, daß es irgendwie sei.

Mit dem »Bild« zerschlägt der *Sophist*, von Theaitetos als »Trugbildner« charakterisiert, nämlich das einfache Konzept, nach dem auf der einen Seite das, was ist, ist und auf der andern das, was nicht ist, nicht ist: nichts. Die eine Seite ist das Sein des Seienden, das »Eine« in dem Wahrheit liegt (der bejahte Bezugspunkt für wahre Aussagen), die andre ist »Nichts« und

Falschheit (der verneinte Bezugspunkt für falsche Aussagen), und der Sophist ist ein Schnellwechsler von der einen auf die andre Seite, indem er einen dazu bringt, falsche Aussagen zu bejahen und wahre zu verneinen: »tausendkünstlerische« bejaht er Nichtseiendes und gibt ihm so den Schein des Seins und verneint umgekehrt das Sein dessen, was ist: - ein wahrer Trugbildner im Sinn von Theaitetos. Der Fremde, von dem Platon nicht zufällig nur angibt, daß er wie *Parmenides* aus Elea stammt, greift nun dieses ontologische Konzept an, das sich als *parmenideischer* Satz vom Sein und Nichtsein (bis heute: wenn auch mit einer modischen Affektion von »Nichts«) tradiert hat.

Wenn das unter dem Titel »Sein« und »Nichts« Gemeinte unmittelbar auseinanderfällt, gibt es im »Sein« z.B. keine Unterscheidung, nichts (in negativen Aussageformen) Verschiedenes und Theaitetos gibt zu, daß man ohne Bezug auf verschiedenerelei Seiendes über das »Sein« nichts aussagen kann, so daß es »Nichts« ist. Falsche Vorstellungen oder Aussagen, Irrtümer gibt es ebenso nur dann, wenn das, was nicht ist, »in irgendeiner Weise« ist. Theaitetos Konzept des Wahren (ungefähr: »was ist, ist und was nicht ist, ist nicht«) scheitert daran, daß in ihm, wenn es ist, nichts oder »nicht« nicht sein kann, d.h. in diesem Fall nichts falsch sein kann und daß Theaitetos darum auch nichts Falsches verneinen bzw. Wahres nicht bejahen kann. Zum Prüfstein der Ontologie macht Platon nicht das, was ist, sondern das, was nicht ist, denn wenn das »Nichtseiende«, der *Gegensatz* aus ihrem Rahmen fällt, ist sie völlig unbestimmt und sagt gar nichts. (Im Dialog *Theaitetos* z.B. geht es um die Bestimmung von *wahr*er Erkenntnis, deren Dilemma die *falsche* ist: wird diese in jene nicht so aufgenommen, daß sie auch falsch ist, so kann sie auch nicht im Unterschied wahr sein bzw. etwas (Erkanntes) wahr oder falsch erkennen.)

»Wenn wir uns [gegen den Sophisten] verteidigen wollen« sagt der Fremde zu Theaitetos, »[müssen] wir den Satz des Vaters Parmenides [»Nimmer vermöchtest du ja zu verstehen«, sagt er, »Nichtseiendes sei, sondern von solcherlei Weg halt fern die erforschende Seele] notwendig prüfen und erzwingen, daß sowohl das Nichtseiende in gewisser Hinsicht ist als auch das Seiende wiederum irgendwie nicht ist.« -

Die dialogische Erforschung einer »irgendwie« seienden Negation (und nichtseienden Position: Sartres existentielles Nichts) wird in Form verschiedener Hinweise geführt, einer davon (und ich glaube der im Gegensatz zur »Bewußtseinsform« Sartres wichtigste) findet sich in der der soeben zitierten Passage vorangegangenen, die mit der Frage eingeleitet ist:

*Was ist ein Bild?*

THEAITETOS: Was sollten wir also anders sagen, daß ein Bild sei, o Fremdling, als das einem Wahren ähnlich gemachte Andere solche?

FREMDER: Ein anderes solches Wahres meinst du, oder worauf beziehst du das »solches«?

THEAITETOS: Keineswegs doch ein Wahres, sondern ein Scheinbares gewiss.

FREMDER: Und meinst du unter dem »Wahren« das wirklich Seiende?

THEAITETOS: So meine ich es.

FREMDER: Und wie? Unter dem »Nichtwahren« also das Gegenteil des Wahren?

THEAITETOS: Was sonst?

FREMDER: Also für nicht wirklich nicht seiend erklärst du das Scheinbare, wenn du es doch als das Nichtwahre beschreibst?

THEAITETOS: Aber es *ist* doch irgendwie.

FREMDER: Nicht jedoch wahrhaft, meinst du.

THEAITETOS: Das freilich nicht. Aber Bild ist es doch wirklich.

FREMDER: Nichtseiend also nicht wirklich *ist* wirklich das, was wir ein Bild nennen?

Wittgenstein nennt ein Gesetz

»Das So, von dem man sagen kann »und so weiter.«<sup>1</sup>

»Ich muß ein Stück einer Reihe anschreiben können, so daß man das Gesetz erkennt.

D.h., in diesem Angeschriebenen darf keine Beschreibung vorkommen, sondern alles muß dargestellt sein.«<sup>2</sup>

»Darstellen« ist hier äquivalent mit »Zeigen«<sup>3</sup>. Ein Gesetz »zeigt sich« in der Notation seiner Reihe (Fälle, Beispiele), einem angeschriebenen Stück »u.s.w.«, z.B.:

»I, II, III, IIII, u.s.w.«

Die Darstellung beschreibt nicht, sondern *ist* die Form dessen, was sie darstellt, sie *symbolisiert*, ist ein *Bild* des Dargestellten. Dafür, kann man sagen, *hat* sie das Dargestellte auch nicht im Besitz bzw. nicht sich gegenüber und bezieht sich auch nicht auf irgend etwas Anderes. Eine Beschreibung nimmt dagegen auf etwas Bezug und der kann (muß) in einer anderen Beschreibung erklärt werden (können). Die Bedeutung einer Beschreibung ist ihre Ersetzbarkeit (*Paraphrasis*). Eine Beschreibung nimmt Bezug aus Ersetzungsregeln heraus, die sie weder explizit angibt noch erzeugt. Eine Darstellung, ein *Bild*<sup>4</sup>, gibt die Zeichenregel (wieder), enthält sich aber

1 Wittgenstein, Bd. II, S. 234

2 a.a.O., S. 235

3 »Zeigen« ist hier gewissermaßen entmystifiziert. Es gibt Wendungen, nach denen die Grammatik oder logische Form der Sprache in einem (inhaltlichen) Satz »nicht gesagt« werden kann: sie muß sich (im Sprachgebrauch, der Verwendungweise des Satzes) »zeigen«. Einen (inzwischen populären) Schimmer des »Undarstellbaren« verliert die Sache, indem sie als »Darstellung« bezeichnet wird. Der tradierte Unterschied von »Sagen« und »Zeigen« wird als »Beschreibung« und »Darstellung« in die Sprache zurückgeholt, und zeigt damit nicht mehr eine (ominös unbestimmbare) Grenze zum »Unsagbaren« an, sondern die je nach dem gespielten »Sprachspiel« verschiedenen Betrachtungsweisen eines sprachlichen Zuges einmal als »Regel« und einmal als »Anwendung«. (»Fließende Übergänge« verlangen zu ihrer Betrachtung eine Unterscheidung.)

4 Statt vom »Bild« wie im *Tractatus* spricht Wittgenstein später weniger vom »Symbolismus« als vom »Beispiel« im Sinn einer gemeinsamen, allgemeinen »Formnotation«. Ist das »Gemeinsame« im *Tractatus* das von Zeichen untereinander, die »allgemeine Satzform« und wird in der *Logik* *gemeinsam* mit dem »Wesen der Beschreibung« »das Wesen der Welt« angegeben (S. 711) (»Bild« und »Gedanke« sind äquivalent), so ist später das »Gemeinsame« auch die Form der Zeichenverwendung als allgemeiner Gebrauch oder als eine »Handlungsweise«. D.h. die Form, die sich in der Darstellung zeigt, hat eher konventionellen als mystischen Charakter, nicht heißt es aber, daß jener nun durch Beschreibungen charakterisierbar ist, die *in* konventioneller Form »etwas« beschreiben (vgl. im *Blauen Buch*: »und wir müssen einssehen, daß wir am Ende unserer Weisheit angelangt sind, das heißt, wir sind bei den Konventionen angelangt.«)

Was ich meine, wird vielleicht deutlicher im Vergleich folgender Zitate. Die erste Eintragung *Tagebücher 1914-1916*: »Die Logik muß für sich selber sorgen.« (auch *Tractatus* 5.473):

ihrer Anwendung, ist als Regel oder Gesetz nicht ein Fall ihrer selbst (nicht in ihrem eigenen Sinn wahr oder falsch).

Man *kann* eine Beschreibung als Darstellung und eine Darstellung als Beschreibung betrachten. Es ist sogar, wenn man so will, ein *dialektisches* Gesetz<sup>1</sup>, daß man *nicht* eher zwischen beiden (Titel: »Form und Inhalt«) unterscheiden *kann* (u. folglich auch *nicht muß*), als dies durch einen *Widerspruch* notwendig wird, den eine nicht als solche erkannte und gehandhabte Form oder Handlungsweise erzeugen, indem sie ihr eigenes Muster in ihren Anwendungsbereich projizieren, sich in Leerlauf verstricken und in nichtssagender, tautologischer Selbstanwendung lahmlegen. -

Es ist gleichgültig, ob man einen Widerspruch als formalen Defekt oder als formale Tautologie betrachtet, z.B.  $\neg x = x$  ist als tautologischer Ausdruck der Gleichheit defekt: »wir gebrauchen Ausdrücke der Form  $x = x$  wie richtige Gleichungen, wobei wir uns vollkommen bewußt sind, daß es sich [wie in Ramsey's formalem Ausdruck der Kontradiktion  $\neg x = y$ ] um degenerierte Gleichungen handelt.«<sup>2</sup> In einer Gleichung sind *verschiedene* Ausdrücke gleichgesetzt, in  $\neg x = x$  scheinbar dieselben, verschieden ist nur  $\neg x$  als ein Token: verschiedene einzelne Figuren links und rechts vom Gleichheitszeichen. »Richtig« notiert wäre also  $\neg x = x$  in einer Form, die zum einen darauf aufmerksam macht, daß es sich um Figuren handelt, deren verschiedene Positionen zum anderen gleichgesetzt sind, z.B. » $\neg x$ « links = » $x$ « rechts; was ein offensichtlicher Widerspruch ist, denn diese Formel nimmt der Gleichsetzung nicht nur die Basis verschiedener Positionen, sondern gibt ihr auch dieselbe Fassung wie der Kontradiktion  $\neg x = y$ , die Substitution der Gleichgesetzten » $\neg x$ « rechts = » $x$ « links führt über  $\neg$  (links = rechts) unmittelbar zu  $\neg(\neg x) = \neg x$ «<sup>3</sup>.

Wie kommt es zu diesem Widerspruch? Die Gleichsetzung hat zu ihrem *Resultat*, daß die gleichgesetzten Ausdrücke füreinander substituierbar sind, sie haben ein und dieselbe Bedeutung. *Diese* Identität ist indes nicht wieder in einem Gleichheitssatz bzw. nur in degenerierter Weise mit  $\neg x = x$  formulierbar. Im *Beweis* einer Gleichung würde man zwar beide Seiten so lange transformieren, »bis eine Identität  $x = x$  herauskäme. Aber obwohl durch diesen Prozeß die erste Gleichung [der Form  $\neg x = y$ , in der »Verschiedenheit« ist] als richtig erwiesen ist und insofern die Identität  $x = x$  das Endziel der Transformationen war, so ist sie nicht das Endziel in dem Sinne, als hätte man durch die Transformationen der Gleichung ihre richtige Form geben wollen, wie man einen krummen Gegenstand zurechtbiegt, und als habe sie nun in der Identität diese vollkommene Form endlich erreicht. Man kann also nicht sagen: die richtige Gleichung ist ja *eigentlich* eine Identität. Sie ist eben *keine* Identität.«<sup>4</sup> - Man kann sagen: in  $\neg x = x$  wendet sich die Gleichung auf sich selbst an, nimmt ihr Resultat in die eigene Form auf bzw. ihr Endziel vorweg, läuft leer und erzeugt im Leerlauf

Im ersten Kapitel der *Philosophischen Grammatik*: »Die Sprache muß für sich selbst sprechen.«; und schließlich in *Über Gewißheit*: »139. Um eine Praxis festzulegen, genügen nicht Regeln, sondern man braucht auch Beispiele. Unsre Regeln lassen Hintertüren offen, und die Praxis muß für sich selbst sprechen.«

1 z.B. der Gang des Bewußtseins durch die *Phänomenologie des Geistes*.

2 Wittgenstein, Bd. IV, S. 317

3 Kurz: daß es sich um *verschiedene* Positionen handelt, kann im System der Gleichsetzung nicht »gesagt« werden, es muß sich als dessen Darstellungsform:  $\neg x = x$  oder  $\neg x = y$  (u.s.w.) zeigen.

4 Wittgenstein, Bd. IV, S. 318.

einen Widerspruch zu sich selbst als Regel und Anwendung zugleich (d.h. beweist sich selbst, m.a.W. insofern  $x = x$  die *Darstellung* der Identitätsregel sein soll: nichts).

»Die Gleichheit ist eine Identität nur solcher, die nicht dieselben, nicht identisch miteinander sind« schreibt Hegel in der *Enzyklopädie* § 118. »Formelle oder Verstandesidentität ist diese Identität, insofern an ihr festgehalten [Identität in Form der Identität] und von dem Unterschiede abstrahiert wird.« (§ 115). In einer Anmerkung zu diesem Paragraphen geht Hegel darauf ein, daß die Formbestimmungen »als wesentliche Bestimmungen [des Gegenstands; als dessen *wesentliche* Beschreibung] genommen [...] Prädikate eines vorausgesetzten Subjekts [werden], das, weil sie wesentlich [sind], *Alles* ist. Die Sätze, die dadurch entstehen, sind als die *allgemeinen Denkgesetze* ausgesprochen worden. Der Satz der Identität lautet demnach: »*Alles ist mit sich identisch*;  $A = A$ «; und negativ: »*A kann nicht zugleich A und nicht A sein*«. - Dieser Satz, statt ein wahres Denkgesetz zu sein, ist nichts als das Gesetz des *abstrakten Verstandes*. Die Form des Satzes widerspricht ihm schon selbst, da ein Satz auch einen Unterschied zwischen Subjekt und Prädikat verspricht, dieser aber das nicht leistet, was seine Form fordert.«

Allerdings ist in Hegels Darstellung die Form der Identität nur dann konkret, wenn ihre Anwendung auf Unterschiede bezogen (deren Synthese) ist, »retour« gelesen, wenn das Identische (Resultat einer solchen Anwendung) konkret ist, nämlich in der Form von Unterschieden analysierbar ist. Der spekulative Satz der *Identität und Nichtidentität* faßt beide Formen zusammen und bedeutet so den (vorläufigen) Schlußstrich unter ein betrachtetes Thema: ein bestimmter Inhalt, der aufgrund seiner Abgeschlossenheit (Endlichkeit, Definitheit, Bestimmtheit) sowohl analytisch wie synthetisch betrachtet werden kann. Analytisch: in der Weise *wie* man über ihn redet, auf der Ebene der Wörter, die durch verschiedene Gleichsetzungen, Paraphrasen (»wie könnte man das *m.a.W.* sagen«) etabliert ist (Eintragungen im Wörterbuch z.B.). Synthetisch: *was* man mit dem einen und andren sagt. - Wenn man sich auf einen Gegenstand geeinigt hat (und er damit ein Resultat von verschiedenen Betrachtungen, Gesprächen, Erfahrungen u.s.w. geworden ist und er dadurch gewissermaßen unabhängig geworden ist, aus verschiedenen Formen heraus »etwas« ist und nicht *in* einer Form versteckt ist), setzt man Übereinstimmung in Bezug auf die Weise, in der man über ihn redet *ebenso* voraus, wie in Bezug darauf, was der Gegenstand *unabhängig* davon ist, so daß man mit dem, was man (überflüssig hinzuzufügen: auf Wortebene) über ihn sagt, sich auf ihn als auf ein Anderes beziehen kann.

Die »spekulative Identität« ist selbst konkret, da in ihr diese formal-inhaltlich entgegengesetzten Betrachtungsweisen nicht, wie Hegel oft vorgeworfen wird, identifiziert sind, sondern unterschieden *werden*. Erst nachdem der Widerspruch von analytischer und synthetischer Bezugnahme in Bezug auf verschiedene Gegenstände in ebenso verschiedener Weise ausgearbeitet ist<sup>1</sup>, kann man zwischen dem, was man *so* sagt und dem, was man *damit* sagt, unterscheiden. Man muß den sprachlichen Duk-

tus verstehen, mit dem Hegel zum einen (wie ein jeder) sagt, daß die undifferenzierte und insofern *zugleich* ausgeführte Anwendung von Identität und Nichtidentität *ein* Widerspruch ist, zum anderen aber *dessen* Betrachtung und *Darstellung*, aus der je nach Bereich in verschiedener, inhaltlich spezifizierender Weise die differenten sprachlichen Formen der Identität und Nichtidentität (und ein *bestimmter* Inhalt) hervorgehen, den Arbeitstitel des *dargestellten* Widerspruchs gibt: *Identität der Identität und Nichtidentität*. Als *Formel* gebraucht, die *abgesehen vom* damit benannten Bereich etwas sagen soll, sagt auch Hegel, *sagt sie nichts*.

Die »dialektische« Konzeption vom Widerspruch besagt nicht mehr als daß die Unterscheidung innerhalb begrifflicher Aporien nirgendwo anders herzunehmen ist, als von den begriffenen Aporien selbst. Einen Widerspruch »aufheben« ist nicht Eliminierung, bzw. dessen Elimination ist die ihn erkennbar machende Darstellung. Im dargestellten Widerspruch wird dessen konstitutiver Gegensatz herausgezeichnet: zwei Seiten, die *voraussetzungsgemäß*<sup>1</sup> gegen- und nebeneinander gestellt sind und zugleich nur im Figur-Grund-Verhältnis, bzw. in negativer Implikation ineinanderscheinen. Nachdem das Sophisma in Form »die Figur ist der Grund vom Grund und der Grund ist die Figur der Figur u.s.w.« ausgebreitet worden ist und zu »nichts« geführt hat, obgleich mit »Figur« und »Grund« immerhin »etwas« *gemeint* worden ist, wird die widersprüchliche Struktur mit einem *Wort* benannt, mit dem *gesagt* werden kann, *wie* man von dem einen zum Andren und wieder zurück und doch scheinbar auf »nichts« gekommen ist, man sagt z.B. »Bild«, und wenn mit dem Wort »Bild« das mit »Figur« und »Grund« verschieden Gemeinte unterschieden wird, dann ist »Bild« der Begriff, in dem die Identität und Nichtidentität von Figur und Grund dargestellt und ihr »nichts« ein bestimmter Inhalt ist<sup>2</sup>. In diesem Sinn ist der Widerspruch *das* dialektische Darstellungsinstrument, von dem Hegel in seiner *Habilitationsthese* sagt:

»Contradictio est regula veri, non contradictio falsi.«

»Worin liegt die Wichtigkeit des genauen Ausmalens von Anomalien?« fragt Wittgenstein in den *vermischten Bemerkungen*: »Kann man es nicht, so zeigt das, daß man sich in den Begriffen nicht auskennt.«<sup>3</sup>

1 »gemäß einer Voraussetzung«, feststehend, *wie* begründet; - Rotationsachse von Sätzen.  
2 »Nichts«, eine leerlaufende Betrachtung einfach auf die Seite schieben, kann man natürlich auch, wenn man »von dem Negativen wegsieht, wie wenn wir von etwas sagen, dies ist nichts oder falsch, und nun, damit fertig, davon weg und zu irgendetwas anderem übergehen«, sagt Hegel einmal. »Das formelle Denken macht sich die Identität zum Gesetze, läßt den widersprechenden Inhalt, den es vor sich hat, in die Sphäre der Vorstellung, in Raum und Zeit herabfallen, worin das Widersprechende im Neben und Nacheinander außereinander gehalten wird und so ohne gegenseitige Berührung vor das Bewußtsein kommt.« - Seltsamerweise beklagt man sich dann aber doch über »Identität«, z.B. darüber, daß einem die ekelhaften Dinge an die sonst sauberen, eigenen Finger angewachsen zu sein scheinen.

3 D.h. solange man nicht weiß, in welchem Zusammenhang (Kontext, Umstände) eine Form oder Handlungsweise widersprüchlich ist und versagt, weiß man auch nicht, *von* bzw. (in actu) *in* welcher Form oder Handlungsweise man redet und »etwas« tut (folglich auch nicht, um was es geht; einfach aus verschiedenen Mustern heraus geradezu ins Volle gegriffen, langt es zu keinem »Inhalt«. Und wer meint, er wäre von Formen und diversen *Abrichtungen* so untangiert wie das schwabbelige Zeug, mit dem er umgeht, ist in jeder Hinsicht schon so zum Naiven her wie zur Widerspruchlosigkeit zugerichtet worden.

1 Diese Ausarbeitung ist ein dialektisches, nicht mechanisierbares Geschäft der »Unterredung« bzw. im dialogisch geführten Monolog Wittgensteins: »ich sage mir etwas unter vier Augen.«

Zusammenfassend wäre zu sagen, daß der Unterschied zwischen *Beschreibung* und *Darstellung* in Bezug auf die je nach verschiedenen Rede- oder Handlungsbereiche verschiedenen Figurationen des Widerspruchs darzustellen ist, in dem eine hergebrachte Form oder Möglichkeit begrenzt wird und nicht (wie gewohnt) funktioniert, (wie gehabt) auf alles Mögliche anwendbar ist. Die Form, das »So« im »und so weiter« ist nicht beliebig, sondern auf einen begrenzten Bereich von *Beispielen* bezogen. Dieser Bereich ist nicht von vornherein begrenzt (kann und muß es deshalb auch nicht von vornherein sein), sondern hört erst in dem Umkreis auf, in dem die Form ihrerseits anfängt, bestimmt zu werden. Es gibt kein feststehendes Register, auf welches man zurückgreifen könnte, in dem verzeichnet wäre, welche Form welche bestimmen kann (was auch nur auf einen unendlichen Regreß von Formen hinauslaufen würde). »Form« ist ein aktuelles Tun. Der Widerspruch ist die Figuration, in der eine Form »sich selbst bestimmt«, d.h. auf ihren Sophismus »selbst« verzichtet. »Form« ist die *Form der Beschreibung* oder Handlung in Bezug auf *etwas Anderes* (wie z.B. die Form oder *Möglichkeit* von Regen nicht in Bezug auf möglichen Regen, sondern auf nichtmehr, noch nicht und jetzt z.B. gerade *wirklichen* Regen steht). Bezieht sich eine Form im (undifferenzierten) Bereich ihrer Anwendung auf sich selbst, dann steht sie in Widerspruch zur Beziehung auf etwas Anderes. Sie ist gewissermaßen *paralysiert*, hält still und kann betrachtet und notiert werden. Die Analyse des Widerspruchs hat kein andres Instrument als den Widerspruch selbst. »Die Anomalie ausmalen« heißt, die blind durcheinandergemischten Farben der Beschreibung in die Farbpalette zurücknehmen und »neu«, d.h. in verschiedenen Varianten auftragen, so daß man durch *diese* Beispiele das »So« vom »u.s.w.«, aus dem eine Beschreibung »etwas« beschreibt, erkennen kann. Das ist keine Beschreibung der Form mittels einer *anderen* Form: sie muß »für sich selbst sprechen«. Die *Darstellung* der Form ist dennoch in *Distanz* zur *dargestellten* Form. Das zeigt sich im (aktiven) Verzicht (Negation) von Wiederholung, den Wittgenstein folgendermaßen ausspricht: »Die Sätze, zu denen man, wie gebannt, wieder und wieder zurückgelangt, möchte ich aus der philosophischen Sprache ausmerzen.« (*Über Gewißheit*). - Der *endliche* Ausdruck »I, II, III, IIII, u.s.w.« ist die adäquate Darstellung eines Gesetzes, ein Beispiel der *unendlichen* Zahlenreihe.

27

Eine Passage aus dem *Theaitetos* von Platon, in der sich die wahr oder falsch erkennende Vorstellung einer Sache zum *unmittelbaren Gegensatz* zugespitzt hat, »darum zu wissen oder nicht darum zu wissen«:

SOKRATES: Daß aber, wer etwas weiß, dasselbe auch nicht wisse, oder wer nicht weiß wisse, ist doch unmöglich.

THEAITETOS: Wie sollte es nicht.

SOKRATES: Also, wer das Falsche vorstellt, wovon er weiß, der glaubt wohl, daß es nicht dieses ist, sondern etwas anderes, um welches er auch weiß, und um beides wissend, kennt er auch wieder beides nicht?

THEAITETOS: Aber das ist ja unmöglich.

SOKRATES: Oder das, wovon er nicht weiß, hält er wohl für irgend anderes, wovon er ebenfalls nicht weiß, und das hieße, jemandem, der weder vom Sokrates weiß noch vom Theaitetos, käme in den Sinn, Sokrates wäre Theaitetos oder Theaitetos Sokrates.

Theaitetos hat Erkenntnis als »wahre Vorstellung« definiert, und wer sie *hat*, der weiß um eine Sache; das schließt aus, daß man zugleich nicht um sie weiß, und so

ist die »falsche Vorstellung« ein Glied der Definition (dialektische Methode der Begriffsbestimmung). Wissen, daß *etwas* wahr ist, und wissen, daß *etwas* falsch ist, definieren sich gegenseitig. Welche Relation oder welche Verschiedenheit der Relate gibt es hier? Ist Wissen und Nichtwissen »überschneidungsfrei«, so daß man im Wissen nicht um das Nichtwissen weiß und im Nichtwissen nicht um das Wissen und daß *etwas* Gewisses nicht zugleich *etwas* Zweifelhafte sein kann? - das ungefähr sind die (sophistischen) Überlegungen zu dieser Passage.

Vorausgesetzt ist die Ausschließlichkeit. *Im* Wahren und *im* Falschen *sein* wurde mythologisch schon in der Weise des Hineintauchens in zweierlei Behälter oder Welten erzählt, es geht also auch um die Mythologie der Wahrheit, um ihre *Empfängnis*, wie sie z.B. von Parmenides in seinem Gedicht als Reise in den Himmel geschildert wird.

Das gute Ende von Theaitetos' Definition hängt davon ab, wie es den Schlechten geht, den Irrenden und in Zweifel Befangenen. Der nicht weiß, muß nicht wissen, daß er nicht weiß, um nicht zu wissen. Es genügt, daß er nur *zu wissen glaubt*. Der gewiß weiß muß aber, indem er weiß, daß er weiß, auch wissen, daß er nicht nur zu wissen glaubt, sondern zweifellos und unbeirrbar (nicht nicht) weiß. D.h. er muß um Irrtum und Zweifel wissen, den er nicht (mehr aber *keinesfalls* noch nicht) hat und das hängt davon ab, was der Wissende vom Zweifel (Irrtum)<sup>1</sup> weiß und folglich darum, was er weiß im Zweifel (Irrtum) nicht gewußt zu haben.

Hat er im Zweifel (Irrtum) *dasselbe* nicht gewußt, was er jetzt weiß?

Das scheint ausgeschlossen zu sein. Etwas, das gewiss ist, kann nicht nicht gewußt werden; nicht gewußt, ist es etwas Anderes, nichts Gewisses. Andererseits ist die Überschneidungsfreiheit angekratzt. Seine Gewißheit ist ein doppeltes Wissen, zum einen *was* er weiß, zum andren, *daß* er weiß. Und im zweiten Wissen (*daß* er weiß) weiß er was es heißt, nicht zu wissen (wissen) *was* er weiß. Er glaubt nicht nur vom Nichtwissen zu wissen, sondern er weiß darum ebenso gewiß wie um sein Wissen. Was weiß er vom Nichtwissen, vom Irrtum und Zweifel?

Daß es verschiedene »Zustände« sind, in denen das *was er weiß daß er weiß* nicht gewußt wird, weil man in ihnen das eine oder andere nur zu wissen glaubt *ohne* zu wissen, *daß* man das eine oder andere weiß (oder nicht weiß). Was der Nichtwissende und Falsch-Vorstellende auch wissen und sich vorstellen mag, er bringt es nicht in die *thetische Form* »daß«. Und wenn er sagt, *daß* er etwas sagt, nimmt er es unter Umständen wieder zurück. »Daß« ist ähnlich dem Doppelpunkt: Formales Anzeichen einer Wiederholung (oder Paraphrase) schlichter Aussagen, die auch der »Nichtwissende machen kann: »er schlendert die Straße entlang«. Bekräftigt wird das z.B. indem ich sage »ich sehe, daß er die Straße entlang schlendert« und einem der das nicht versteht könnte man es so wiederholen, daß man sagt »ich sage, daß ich sehe, daß er bummelt«. Diese Bekräftigungen können ohne Schaden hinzugefügt werden, aber sie sind für den »Nichtwissenden« auch ohne Gewinn. Das Faktische ist für ihn ein mehr oder weniger aus der Sache herausgeholt Glimmer, der jederzeit in sie zurückgenommen werden kann. Ist mit der *Sache* nichts gesagt, dann auch nicht damit, *daß* sie gesagt ist. (Platon weist umgekehrt darauf hin, daß einmal gesagt immer gesagt ist: d.h. wenn ich ein andresmal in *anderer* Weise darauf zurück-

1 Ich schalte Zweifel und Irrtum zusammen, sofern Zweifel »Irrtumsmöglichkeit« bedeutet.

komme, werde ich das einmal Gesagte *verändern*.)

»Ich weiß« ist eine *thetische Präambel*, mit der es *so* weiter geht: »daß«. Eine einleitende Erklärung der Form, daß das Folgende wahr ist. Sie kann da *capo* geführt werden »Ich weiß, daß ich weiß« aber es nützt dem folgenden »daß« nicht viel mehr als die einfache, bzw. als gar keine Erklärung. Die »Sache« ist das Folgende, z.B. »er schlendert die Straße entlang« und das kann mit einem »daß« bekräftigt werden, *je nachdem* es gesehen, getan, abstrakt oder konkret gedacht oder einfach nur geglaubt, angenommen wird. Das wären *verschiedene* Formen von »daß«, die im »Wissen (daß)« äquivalent gesetzt, in *eine* Form komprimiert und im doppelten »Wissen (daß Wissen (daß))« beinahe wegretouchiert sind. Die Gewißheit abstrahiert von jeder (weiteren) Untersuchung ihrer These und ist deshalb völlig darauf festgelegt, was die behauptete Sache »an sich selbst« sagt. »Wird« »Ich weiß etc.« als grammatischer Satz aufgefaßt [d.i. ein Satz, der »für sich selbst spricht«], so kann natürlich das »Ich« nicht wichtig sein. Und es heißt eigentlich »es gibt in diesem Fall keinen Zweifel« oder »Das Wort »Ich weiß nicht« hat in diesem Fall keinen Sinn«. Und daraus folgt freilich auch, daß »Ich weiß« keinen hat.« (Wittgenstein, *Über Gewißheit*).

Es geht also wieder darum, was das Gesagte (und nicht der Zustand der Überzeugung) sagt, die Gewißheit hat sich aus ihrem Glitter herausgeputzt. Mit dieser Wendung wird auch verständlich, in welcher Weise man in seiner Gewißheit über Irrtum, Zweifel und Falschheit bescheid weiß. Es ist die Weise, in der sich das Gesagte verändern würde, je nachdem es in *verschiedene*<sup>1</sup> Formen von »daß« transponiert werden würde. a) Man kann es von vornherein bleiben lassen. Dann kann man aber auch nicht in *der* Form von etwas reden, *daß es* (irgendwie) *ist*. In dieser Form wüßte man schon um die Variante, in der *es* nicht (so) ist. *Es*, der Gegenstand, Inhalt oder das Thema, ist im Formgegensatz *dasselbe*, etwas. b) Bleibt es aber in *verschiedenen* Formen variiert dennoch immer nur *dasselbe*, dann denkt man vielleicht, daß sich sein Sehen, Tun, Denken und Glauben als Ganzes *ändern* und man selbst ein ganz Anderes werden würde, wenn es *nicht so* wäre wie gesagt, aber man weiß *nicht wie es anders wäre* und folglich auch nicht wie es *so* ist wie es *nicht anders* gesagt ist und doch (gewiß) sein müßte.

Im Dialogabschnitt: *Etwas* (z.B. Sokrates, Theaitetos) ist *dasselbe* gewußt und nicht gewußt, wahr und falsch vorgestellt, erkannt u.s.w.; diese Ecken und Enden eines Begriffsystems stützen sich *nicht gegenseitig für mein* Dafürhalten ab, sondern *sind der Gegenstand*, das festgeschnürte Bezugsbündel, an dem meine Bezugnahme in der einen oder anderen Form wahr oder falsch ist. - »Was feststeht, tut dies nicht, weil es an sich offenbar oder einleuchtend ist, sondern es wird von dem, was darum herumliegt, festgehalten.« (*Über Gewißheit*).

1 Die Formen »verschieden« und »gegensätzlich« sind verschieden; wie Bewegungsraum und Richtung (↔). Verschiedene Formen sind gegenüber gegensätzlichen »primär«. Der Gegensatz ist eine Zuspitzung verschiedener Formen zum Zweck ihrer Analyse. Er spielt wie der Widerspruch »metastufig«, in der Verständigung über verschiedene »(sprachliche) Zugänge zur Wirklichkeit« eine Rolle. »Metastufig« suggeriert zwar, es wäre in der Rede von Zugängen nicht von zugänglicher Wirklichkeit die Rede. Aber es deutet an, daß es »objektstufig« nicht immer notwendig ist, sich (nochmals) zu *überlegen*, was und wie etwas zu tun ist. »Verschiedenes« ist primär, und ein Gegensatz nicht durch Beifügung von »nicht« zu konstruieren. »Sein und Nicht(s)«, als primitivster Gegensatz ist abhängig von dem, was in *verschiedener* Weise ist. Ohne Gegensatz ist aber Verschiedenes genau *so scharf* bestimmt, wie es Farbgrößen sind, ohne mit Bleistift nachgezogen zu werden.

- Was also älter wird als es selbst, das wird zugleich auch jünger als es selbst, wenn es doch etwas haben soll, als was es älter wird.

- Wie meinst du dies?

- So: Verschieden darf eins vom andern nicht erst werden wovon es schon verschieden ist; sondern wovon es schon verschieden ist, davon ist es verschieden, wovon es geworden ist, davon ist es geworden, wovon es werden wird, davon wird es werden; wovon es aber verschieden wird, davon ist es noch nicht verschieden geworden und wird es auch nicht erst werden und ist es auch noch nicht; sondern wird es eben und ist es anders nicht. -

Das ist ein Text aus Platons *Parmenides*.

Parmenides<sup>1</sup> stellt im Alter, wie es heißt, aufgefordert im Zusammenhang mit den Zenonschen Paradoxien, über deren schlechte Dialektik sich Sokrates mokiert<sup>2</sup>, eine dialektische Untersuchung des »Einen« an, deren Methode nicht die paradoxale Form der »rein« negativen (im Skeptizismus befangenen) Beweisführung von Zenon hat: »du mußt, wenn du von einer solchen Bestimmung anfängst, nicht nur das betrachten, was aus einer solchen Voraussetzung folgt; sondern du mußt auch noch dies hinzufügen, was folgt, wenn du das Gegenteil einer solchen Bestimmung voraussetzt. Z.B. bei der Voraussetzung: das Viele ist, hast du zu untersuchen: was geschieht dem Vielen in Beziehung auf sich selbst und in Beziehung auf das Eine und ebenso: was geschieht dem Eins in Beziehung auf sich und in Beziehung auf das Viele. Aber wiederum ist zu betrachten: wenn das Viele nicht ist, was erfolgt dann für das Eine und für das Viele, beide für sich und gegeneinander<sup>3</sup>. Die Untersuchung wird in Form von Relationen geführt und ist eine Untersuchung in Beziehung auf sich selbst<sup>4</sup>, indem sie die Form von Relationen untersucht

1 Platon hat (den »historischen« Philosophen) Parmenides nicht im ständig wiedergekäuten Sumpf des parmenidisch-reglosen, göttlichen Einen bzw. in irgendeinem »Paradigma« der Identität konserviert. Im Gegenteil. *Parmenides* ist ein dialektisch ausgeführter, (sprachlich) *experimenteller* Text gegen konservierte Identitätsmuster, sowie gegen abstrakte Negation.

2 Es ist »nichts Wunderbares und Widersinniges« daran, sagt Sokrates zu Zenon, daß ich Eines und zugleich Vieles bin, »daß etwas *anderes* mein Rechtes ist und *anderes* mein Linkes, *anderes* das Vordere und *anderes* das Hintere [...] daß unter uns sieben hier ich ein Mensch bin, an mir habend insofern auch Einheit«. Wenn jemand auf diese Art meint »dergleichen zugleich als Eins und Vieles zu erweisen, Steine Holz und solcherlei: so wollen wir sagen, er habe uns *etwas als Vieles und Eins* gezeigt, aber nicht, daß das Eins Vieles oder das Viele eins ist«. - Diese Kritik an schlechter Dialektik, nämlich für den Wechsel eines Gesichtspunkts wechselnde Gegenstände zu supponieren und Dialektik als einen schlicht durcheinandergehenden Gedankengang aufzufassen, ist immer noch aktuell. Oft ist es nur Gedankenlosigkeit, aus der eins ins andre übergeht, angebrannte Milch.

3 zitiert nach Hegels *Geschichte der Philosophie*.

4 Es ist schon im methodischen Hinweis angedeutet, daß die Beziehung verschiedener Relate aufeinander betrachten und ein Relat in dieser Beziehung betrachten äquivalent sind, wobei das Relat als dieselbe Beziehung für sich betrachtet wird: was das Relat einer Beziehung in Bezug auf sich selbst ist, ist die Beziehung abstrahiert von den verschiedenen Relationen.

Im zitierten Text ist das ›Eins-Seiende‹ vorausgesetzt: es soll ohne ›Vergleichung‹, und damit außerhalb der ›Beziehung‹ von Verschiedenen betrachtet werden. Zugleich ist ›Einerleisein‹, die Vergleichung mit sich ausgeschlossen; »also wenn das Eins mit sich selbst einerlei sein wird, wird es nicht Eins sein, insofern es Es selbst ist und so wird es Eins seiend auch wieder nicht Eins sein.« Außerhalb jeder Relation ist das Eins »verschieden oder einerlei weder mit sich selbst noch mit einem andern.« Dieser abstrakte Begriff des Absoluten ist ähnlich der abstrakten Identität. Seine Defizienz wird am ›Seiend-sein‹ aufgezeigt, thematisch in der Relation der Zeit: jünger / älter (bzw. früher / später). Für das ›Verschieden-Seiende‹ gilt: Wenn das Eine jünger ist als das Andere, dann ist das Andere älter als das Eine und *nicht umgekehrt*. Jünger und Älter sind dieselbe irreversible Relation mit vertauschten Relaten. Werden die Relate dagegen an ihrer Stelle gelassen und somit in Richtung Jünger und Älter vertauscht, dann vertauschen sich ›wahr‹ und ›falsch‹. Eine Zeitbestimmung mittels Eintragung zweier Punkte auf der Achse ›früher / später‹ ist nur wahr oder falsch in Bezug auf andere Eintragungen *derselben* Achse. D. h. für ein beliebiges Linienstück, einen Zeitraum, gilt *dasselbe* wie für die *einzelnen* Punkte. Ein Punkt oder Relat (ein ›Verschiedenes‹) kann weder als jünger noch als älter bezeichnet werden, ohne es in Beziehung zu einem andren Relat zu betrachten. In Bezug auf jenes ist es älter, in Bezug auf ein Anderes jünger. So scheint es, ist ein Relat selbst (ein ›Mannigfaltiges‹) nicht ›in der Zeit‹, ein Verschiedenes nicht in der Verschiedenheit (›Mannigfaltigkeit‹), bzw. so, als würde ein Relat auf der Achse irgendeiner Relation gar nicht eingetragen werden können, von zwei verschiedenen Relaten kann *so* nicht die Rede sein. In Bezug auf sich selbst, scheint es, ist ›etwas‹ weder jünger noch älter, früher oder später und insofern die Zeit durch die Zeitrelation bestimmt ist<sup>1</sup>, würde es nicht ›etwas‹ in der Zeit geben, ihre Relation überflüssig und die Zeitachse nur ein Ornament. So wäre ein Relatives identisch mit dem Absoluten. Also muß, um es vom Einen auszuschließen, ein Relat ›etwas‹ so betrachtet werden, daß es die Verschiedenheit (der Relate) ›an sich‹ hat und als ›etwas‹ *sich* zeitlich durchhält und *nicht* verändert. Mit dem isoliert betrachteten Relat<sup>2</sup> tritt die Relation selbst in den Vordergrund (»Man kann nicht sagen ›die Zeit fließt‹, wenn man mit ›Zeit‹ die Möglichkeit der Veränderung meint«)<sup>3</sup>.

Der Text expliziert anhand der *Grammatik* der Zeitbestimmung ›Verschiedener‹ die Kategorie bzw. Redeweise der ›Verschiedenheit‹. Verschiedenes drückt sich in keiner Form aus, die schon Verschiedenes *voraussetzt*. ›Davon‹ und ›wovon‹ *etwas* ›verschieden ist, geworden ist, werden wird‹ markieren schon (absehbare) *Resultate* einer Anwendung von ›Verschiedenheit‹, es sind dies Formen der Identität, in denen *etwas als etwas* und nicht als ›ein Verschiedenes‹ dargestellt ist. In der Form, in der

›eins vom andern‹ verschieden *ist, ist* ›Verschiedenheit‹ schon angewendet, so daß sich in ihr weder die Relation der Verschiedenheit noch die verschiedenen Relate (selbst) darstellen. »Wovon [von welchem *etwas*] es [etwas] aber verschieden wird [von welchem etwas - in der Anwendung der ›Verschiedenheit‹ - etwas verschieden wird], *davon* ist es noch nicht verschieden geworden [es sind noch nicht verschiedene Relate als Resultat aus *dieser* Anwendung hervorgegangen] und wird es auch nicht erst werden [Verschiedenes wird in der *Darstellungsform* der Verschiedenheit weder als schon verschieden ›Verschiedenes‹ vorausgesetzt, noch erst in irgendeiner anderen Form als Verschiedenes dargestellt werden] und *ist* es auch *noch nicht* [Verschiedenes *ist* in seiner Darstellung *noch nicht* Verschiedenes: die Darstellung von Verschiedenem bezieht sich anders als die Beschreibung von Verschiedenem nicht auf (etwas) Verschiedenes, sondern auf die Regel der Beschreibung von Verschiedenem, auf die Verschiedenheit; *erst wenn* aus dieser Darstellung (anhand von Beispielen, Mustern, u.s.w.) hervorgegangen ist, daß z.B. von der Verschiedenheit der Farbe die Rede ist, kann von verschiedenen Farben (bzw. von etwas roten oder blauen) die Rede sein]; *sondern wird es eben und ist es anders nicht* [Verschiedenes, z.B. ›rot‹ und ›blau‹ ist in der Farbengrammatik im Verschiedenwerden *begriffen* - wie ›älter‹ und ›jünger‹ in der Grammatik der Zeitbestimmung - , und in diesem *Werden* ist ihr Unterschied (gegeneinander) zugleich ihre (Selbst-) Beziehung (bzw. ihre nicht abstrakte, sondern inhaltliche Identität)<sup>1</sup> ].

»Das War und Wurde und Istgeworden«, »das Wirdsein und Wirdgewordensein und Wirdwerden«, »das Ist und Wird« »deutet auf ein Ansichhaben einer einmal gewesen«, »einer hernachkommenden« und »einer jetzt gegenwärtigen Zeit«. Das Eins-Seiende, das keine Relation an sich hat, ist in keiner dieser Weisen: »Auf keine Weise also ist das Eins«. Als *Eins-Seiendes* steht es im Widerspruch mit sich selbst. Das Eins *ist nicht*, und als ›Nichts‹ ist es nicht ›Eins‹: es ist »kein Wort für es, keine Erklärung davon, noch auch irgendeine Erkenntnis, Wahrnehmung oder Vorstellung. - Offenbar nicht. - Also wird es auch *nicht benannt*«.

Nachdem Parmenides die Voraussetzung des relationslosen Eines (Absoluten, Identischen) ad absurdum geführt hat nimmt er die Relation, wie sie betrachtet worden ist, als Struktur des ›seienden Eins‹ (eine Überschrift für den Gegenstand irgendeiner, zunächst der primitivsten Form) an: »Eins *ist*« wird als synthetischer Satz betrachtet. »Eins ist und Eins eins« ist »nicht einerlei«: »Wenn vom *Ist* des seienden

1 ›Werden‹ ist in Hegels Logik nach den leeren Abstraktionen von Sein und Nichts ›der erste Begriff‹. Was damit gemeint ist, muß nicht dialektisch erläutert werden. Wenn man ›Sein‹ als Titel für das (objektiv) Gegebene, das *grundsätzlich nicht negierbar* ist (*das Positive*), und ›Nichts‹ als Titel für (subjektiv) *gesetzte* Norm (Gesetz, Regel, Bewußtseinsform oder Bild) nimmt, die *grundsätzlich negierbar* ist (*das Negative*), dann geht jenes ›Werden‹ auch aus der Überlegung »(Und muß ich nicht zugeben), daß Sätze oft an der Grenze von Logik und Empirie gebraucht werden, so daß ihr Sinn über die Grenze hin und her wechselt und sie bald Ausdruck einer Norm sind, bald Ausdruck der Erfahrung sind«, aus Wittgensteins *Bemerkungen über die Farben* hervor. Daß ›Werden‹ die (erste und sich durch verschiedene Varianten durchhaltende) Struktur des ›Begriffs‹ ist, ist als Hegels Invektive *gegen* (schlicht) *idealistische* Begriffskonzeptionen zu lesen.

1 ›Gleichzeitigkeit‹ ist negativ definiert: nicht früher oder später.

2 An einer späteren Stelle wird der verschwindende ›Augenblick‹ »als in keiner Zeit seiend« genannt: »nicht in *einer* Zeit«, wobei die *bestimmte* ›Zeit‹ nicht durch Eintragung auf einer Achse, sondern durch den erfahrungsbezogenen Gegensatz von ›Ruhe‹ und ›Bewegung‹ charakterisiert ist. »Denn das Augenblickliche scheint dergleichen zu bezeichnen, daß von ihm aus Übergehendes sein kann in eins von beiden.«

3 Wittgenstein, Bd. II, S. 83

Eins gesprochen wird und vom *Eins* des Eins-Seienden, es ist aber das Sein und das Eins *nicht dasselbe, sonder nur desselben*, eben jenes Vorausgesetzten, des seienden Eins, ist es dann nicht notwendig als das Ganze seiendes Eins, und werden nicht das Eins und das Sein hiervon Teile? – Notwendig.« – Eins ist Vieles; d.h. der Gegenstand ist ein »Ganzes« verschiedener Formen, in Beziehung gesetzter Darstellungspositionen.

»In dem Satze »das Eine ist« liegt auch, »das Eine ist nicht Eines, sondern Vieles« und umgekehrt, »das Viele ist« sagt zugleich, »das Viele ist nicht Vieles, sondern Eines«. Sie zeigen sich dialektisch, sind wesentlich die Identität mit ihrem Anderen; und das ist das Wahrhafte. Ein Beispiel gibt das Werden: Im Werden ist Sein und Nichtsein; das Wahrhafte beider ist das Werden, es ist die Einheit beider als untrennbar und doch auch als Unterschiedener; denn Sein ist nicht Werden und Nichtsein auch nicht.«<sup>1</sup>

»Diejenigen Ideen also«, sagt Parmenides an anderer Stelle »welche nur in Wechselbeziehung aufeinander sind, was sie sind, haben auch ihr Wesen an sich nur in Beziehung aufeinander und nicht in Beziehung auf ihre unter uns befindlichen Nachbilder«. Die »Nachbilder« durch deren Aufnahme in uns [etwas] dies und das zu sein genannt wird« sind Worte, Bilder, Beschreibungen, Handlungen, mit bzw. (im diffusen Gebrauch) in denen wir nach einer Regel, einer Konvention oder einem Handlungsmuster etwas benennen, abbilden, beschreiben oder sonst tun. Die »Nachbilder« werden gewöhnlich ohne explizierten Vorschriften oder Regeln gehandhabt, sie gelten scheinbar für sich und bedeuten aus dem gewöhnlichen Umgang, aus sich selbst heraus. »Das aber bei uns befindliche jenen [Ideen] Gleichnamige [z.B. ein Wort oder Bild wie »Knecht«] ist dies wiederum in bezug aufeinander und nicht auf die Begriffe [dem allgemeinen Merkmal oder der Klasse aller etwas], auf die »Knecht« zutrifft, bzw. aller Dinge, die so genannt, abgebildet, behandelt etc. werden], und ist es für einander und wiederum nicht für jene, die auch so genannt werden.« –

a) die wesentlich in ihrer Beziehung sich bestimmenden Ideen haben ihr Wesen nicht in Beziehung auf den gewöhnlichen Gebrauch für sich bedeutender Ausdrücke;

b) die wesentlich in ihrer Beziehung bestimmten Ausdrücke haben ihr Wesen nicht in Beziehung auf den gewöhnlichen Begriff, unter den die (nicht aufeinanderbezogenen, für sich stehenden) Resultate ihrer Anwendung fallen<sup>2</sup>.

1 Hegel im Abschnitt über Platons *Parmenides* in der *Geschichte der Philosophie*.

2 Daß Parmenides diesen Unterschied macht, verdeutlicht den gegen den populären Idealismus für sich seiender Begriffe und Wirklichkeiten gerichteten Charakter (schon) der (platonischen) Dialektik. »Idee« ist bei Platon die - aus der erkannten Wirklichkeit bestimmte, und nicht nebulos vorher-bestimmte - »Praxis«, die nicht nur auch Sprachgebrauch ist, sondern durch ihn »etwas« ist, worauf sich die Praxis wiederum bezieht. Dieser Zirkel fordert die dialektische Betrachtungsweise, die Ideen zugleich im und anhand vom Sprachgebrauch zu betrachten. Die platonischen Dialoge rekurren einerseits auf den in bestimmten Kontexten (wo und von wem) gängigen Sprachgebrauch (was von dem und dem so und so gesagt wird) und erproben zugleich in dessen Betrachtung, während seiner Besprechung zum anderen einen experimentellen, ungewöhnlichen oder philosophischen, was weniger erfindungsreich als eine methodische Notwendigkeit ist. Folglich werden auch nicht »neue« Ideen »kreativ«

»Wie meinst du das? habe Sokrates gefragt. – So, habe Parmenides gesagt, daß, wenn einer von uns des andern Herr ist oder Knecht, so ist er nicht des Herrn an sich, welcher Herr ist, nicht dessen Knecht; noch auch des Knechts an sich, welcher Knecht ist, Herr ist der Herr; sondern als Menschen sind sie füreinander dieses beides [im gewöhnlichen Umgang sind sie füreinander an sich, d.h. so, wie eben gesagt wird, der eine Herr der andre Knecht; jeder fällt unter einen anderen Begriff]. Die Herrschaft selbst aber [die Idee bzw. begriffene Praxis] ist, was sie ist, von der Knechtschaft selbst, und ebenso ist Knechtschaft selbst die Knechtschaft von der Herrschaft selbst. Nicht aber hat, was bei uns [Brauch] ist, sein Vermögen in Beziehung auf jenes [der Knecht ist Knecht und der Herr ist Herr: die betrachtete Beziehung spielt keine wesentliche Rolle für den, der eben entweder »Herr« oder »Knecht« genannt wird], noch jenes auf uns; sondern, wie ich sage, unter sich und für sich ist jenes und unseres ebenso für sich.« –

(Auch) wenn eine Begriffsbestimmung einen wirklichen Sprachgebrauch analysiert, ist ihre Methode »experimentell«: d.h. sie kann z.B. fiktiv sein, absurd scheinen, überschaubar machen, aber nicht im Sinn einer Beschreibung »wahr« sein. Die Darstellung (z.B. des gewöhnlichen) macht oder erklärt sich nicht selbst zur (gewöhnlichen) tatsächlich ausgeübten Praxis<sup>2</sup>.

»innovativ« vorgebracht, sondern die »alten« untersucht, wobei Platon vor scheinbar rein negativen Resultaten ganz und gar nicht zurückschreckt. Die Resultate aller Dialoge stehen in krassem Gegensatz zu dem, was man »konstruktiv« nennt. Z.B. in der *Schlußzusammenfassung* vom Parmenides heißt es: »So sei demnach dieses gesagt, und auch, daß wie es scheint, ob Eins nun ist oder nicht ist, es selbst und die Anderen, und zwar für sich sowohl als in Beziehung aufeinander, alles auf alle Weise ist und nicht ist und scheint sowohl als nicht scheint.« Es ist weniger ein abnehmbares Resultat, als ein Rückverweis auf den Text. Es ist nicht leicht, über »Verschiedenheit« oder »Negativität« zu reden, ohne so zu tun, als könnte man das als Resultat nehmen und ohne weiteres in die Voraussetzung eines frei flottierenden Textes verkehren.

1 Wie Wittgenstein im Blauen Buch zum »common-sense-Philosophen« anmerkt » – und das ist *nota bene* nicht der common-sense-Mensch«.

2 Es ist eine eigenartige Ironie dahinter, daß im *Parmenides* die Dialektik vom Herrschafts-Knechtschaftsverhältnis explizit mit Verzicht auf die Hemdsärmeligkeit aufscheint – als Beispiel, wie man von Relationen (ohne sie via Relate vorauszusetzen) reden kann – und daß es nun genau dieses Verhältnis sein soll, mit dem die Dialektik allgemein bekannt ist, – nicht als begriffliche Methode, die bestimmte Voraussetzungen, verschiedene Präsuppositionen und Relate gewöhnlicher Bezugsweisen, aufhebt und für sich (ohne sie im wiederholten Setzen zu verdoppeln) betrachtet –, sondern als Voraussetzung eines wirklichen Mechanismus der Umkehrung der Relate, in der sie selbstverständlich bleiben was sie sind, z.B.: »Herr« und »Knecht«.

Der umgekehrte wehleidige Jargon vom Darstellen als einem »Her-, Aus-, Zustellen« ist nur der verkaterte Zustand derselben Prämisse, daß man mit der Sprache zugleich die Dinge erfinden kann.

»Es gibt einen Weg, auf dem man zumindest teilweise den geheimnisvollen Nimbus der Denkvorgänge vermeiden kann, indem man nämlich in diesen Vorgängen jede Vorstellungstätigkeit durch Schauen auf reale Gegenstände ersetzt.«<sup>1</sup>

»Und ich möchte dir die folgende Daumenregel geben: Wenn du dir über das Wesen vom Denken, Glauben, Wissen und ähnlichem nicht klar bist, ersetze den Gedanken durch den Ausdruck des Gedankens etc.«<sup>2</sup>

Das Wort *ersetzen* klingt hart, aber es könnte auch durch *eliminieren* ersetzt werden. Denn es geht in der vorgeschlagenen Ersetzung nicht um eine Stellvertretung, die ebenso vorübergehend und revidierbar wäre, wie sie im Namen des Geheimnisses vor allem dessen Nimbus zu vertreten hätte. Die Elimination raubt nur die Privation, die sich im Meinen und Meinigen, im *Inneren* verbirgt.

Wittgenstein vergleicht die Konzeption des Wesens als eines *Inneren*, durch verschiedene Erscheinungsformen hindurchgehenden Identischen, mit der Aussage eines Spaziergängers auf einem weitgedehnten und *unüberschaubaren* Regenbogenfarbfeld, die er an der Stelle, an der *er sich gerade aufhält*, über die Farbe der ganzen Fläche trifft. An einer anderen, etwas *anders schattierten* Stelle möchte er seine Aussage als eine über die Flächenfarbe *an sich* oder über die *eigentliche* Farbfläche *aufrechterhalten, als wesentliche Farbaussage rechtfertigen* und an einer weiteren anderen Stelle gibt er sie endlich völlig auf und erklärt sie zum Schein einer anderen, nunmehr wesentlichen Farbbestimmung des ganzen Feldes.

»Du könntest dann von Farbe zu Farbe geführt und von jeder betrogen werden. An jeder möchten wir krampfhaft festhalten, - bis keine Spur mehr von ihr da ist und wir einem andern Eindruck unterliegen.«<sup>3</sup>

»So geht es uns mit vielen Begriffen - zum Beispiel dem des Bildes, der Abbildung -; denken wir über sie nach, so denken wir zuerst an den Teil ihrer Ausdehnung, in dem wir, man könnte sagen, *zu Hause* sind. Von dort zieht es uns in die Weite, und wir werden nicht gewahr, daß alles sich nun *nach und nach* gänzlich geändert hat. Und zu sagen: im Grunde ist es ja immer dasselbe, - heißt jetzt vielleicht nur mehr: von *dort* komme ich her, auf diesen Zustand will ich alles beziehen.«<sup>4</sup>

Das Wesen ist nicht *innerlich* oder in verschiedenen Erscheinungsformen *enthalten*, es hält sich, nach einem Wort von Hegel, nicht wie ein hungriges Tier hinter dem Busch der Erscheinungen verborgen, um in vernichtender Absicht über jede Beschreibung herzufallen, sondern es *ist* das ›Ansih‹ jeder Beschreibung, die Darstellungsform oder - wie Wittgenstein sagt - ›die zur *physiognomischen* Vertrautheit gewordene Ausdrucksweise‹.

Dem Vorstellen, Denken oder Schauen wird der geheimnisvolle Nimbus des Inneren genommen, wenn deren ›Wesen‹ als gewesenes, in sich zurückgegangenes und in die Werkzeugkiste der Sprache zurückgelegtes Beschreiben realer Gegenstände charakterisiert wird. Diese Charakterisierung ist in der Darstellung als in-sich-reflektierter Beschreibung *gegenwärtig* und findet sich *gleichgültig* wie ein ›inneres‹ Bild ebenso auf dem Papier, auf der Straße oder in Gedanken.

1 Wittgenstein, *Das Blaue Buch*, S. 19

2 ebd., S. 71

3 Wittgenstein, *Das Braune Buch*, S. 190

4 ebd., S. 191